

Laura Marholm

Der Weg nach Altötting

und

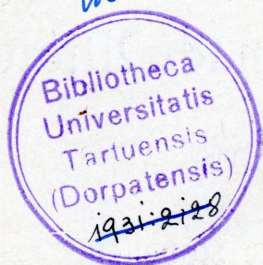
andere Novellen.



Mainz 1900

Verlag von Franz Kirchheim.

Int.



5360

Inhalt.

.....

	Seite
1. Burgamädi	1
2. Auf der anderen Seite	25
3. Der Weg nach Altötting	39
4. Im Bann	87
5. Schwesternliebe	125

Burgamädi.





I.

Ss regnete „wie mit Schnürl“. Bindsfaden gleich hingen die langen Tropfen vom Himmel zur Erde nieder obgleich eigentlich von einem Himmel gar nicht die Rede sein konnte, denn eine dichte graue, wollige Schicht schnitt gerade über dem Kirchturme die Erde ab und trennte sie von allem, was darüber war.

Vor einer Stunde war es von Norden hereingefahren gekommen in den Kessel, wo das Dörfchen lag, wie ein spitzer, vorgestreckter Drachenkopf; gerade über den Berg zur Linken hatte er seinen langen Hals herabgestreckt und ausgereckt, immer länger und länger an der Bergwand hin; dann war es nachgeglitten wie ein großer Knoten, der sich fest und fester ballte. Und auf einmal rollte sich der Knoten auf und breitete sich aus; immer voran schob sich der Drachenkopf, weiter und weiter hinein bis dahin, wo die Berge nach Süden

standen und sagten: Hier hörst auf! Und hinter ihm wallte es auseinander und sank, gleich einem aufrechten ungeheueren grauen Mantel, der unten ganz gleichmäßig gerade geschnitten war und nur eben die Viehweide am Fuße der Berge sehen ließ. Was darüber war, das war verhüllt; der Wald war verschwunden, kein Himmel war da und die Sonne erloschen, als hätte sie nie geschienen. Eine schneidende Kälte breitete sich aus, und ein grämliches neidisches Dunkel machte den Mittag zum Abend, nicht anders, als müsse jetzt das Gebetläuten angehen und die Leute in die Betten kriechen unter die dicken Ueberpfühle. Dann fing es an zu tropfen aus dem grauen Mantel, und die Tropfen wurden Regen und der Regen wurde zu Schnürl, und es goß und stürzte und plätscherte, und auf allen Wegen flossen Bächlein niederwärts, und in allen Schluchten schäumte und strudelte es.

Blötzlich aber kam ein Windstoß, scharf und pfeifend, und alle Bäume beugten sich unter ihm, wanden sich und rauschten gewaltig mit ihrem dichten Sommerlaub. Dann wurde es still. Nach einer Weile aber kam wieder ein Windstoß, scharfer noch als der erste. Er warf sich heran wie ein starker geschmeidiger Kämpfer, der ein Hindernis niederrennen will. Und tiefer beugten sich die Bäume und geängstiger rauschten die Blätter, und ein durchdringendes Pfeifen fuhr über die Erde hin und zog durch alle Ritzen und Spalten der Häuser.

Und Stoß auf Stoß setzte der Wind heran, jagte den Regen schräg und zersprühte ihn zu Staub, riß des Drachen grauen Mantel entzwei und wirbelte seine Fegen auseinander, daß sie in dem engen Kessel nicht wußten wohin und wie schmutzige Lumpen umeinandertanzten.

Auf einmal eine Helle, eine weiße, weiße Helle, wie Schneeleuchten! Aber es war kein Schnee, es war die Sonne, die durch den dünn gewordenen Nebel schien. Und immer heller und heller und freundlicher wurde das Leuchten, so daß die Kinder schon alle die halbreifen Äpfel und Birnen und die grünen Wallnüsse an den Zweigen wieder sehen konnten. Jetzt kam auch die schwarzgrüne Zackenlinie des Waldes hoch oben am Kamm der Berge hervor, und jetzt huschte etwas über die Wiesenabhänge, daß sie smaragdgrün aufleuchteten, doch viel lichtvoller als der leuchtendste Smaragd. Es ging durch die Luft wie ein Lächeln, aber kein Lächeln unter Thränen, wie im Norden die Sonne aus dem Regen lächelt. Und das Lächeln wurde ein Lachen, ein rundes, breites, urvergnügtes Lachen, als lache da oben auf den Matten ein alter Bergler in humoristischem Selbstgespräch; ein weiches, helles Blau zwinkerte aus dem baumvollweißen Himmel wie ein freundliches Auge herunter, und wie rollendes Silber lief ein erster Sonnenstreif über die rundgewölbten Hügelhänge der Bergweide hin, daß sie sich zu regen schienen wie eine atmende Brust.

Seer an Menschen war die Landschaft; nur ein Klingen war in der Luft, hell und melodisch, als spielten die kleinsten Engel mit Glöckchen. Das kam von den Kühen, die am Bergabhang grasten. Das Bimmeln wurde lauter und mannigfaltiger. Die Kühe, die den blauen Himmel über sich merkten und von den ersten Sonnenstrahlen gelockt wurden, kamen hoch oben aus dem Walde hervor, schauten sich um, brüllten sich an, nickten mit den Köpfen, daß die großen schönen Halsglocken tief erklangen, und plötzlich schoß eine, eine recht würdige Matrone, den Schwanz schnurgerade und steif ausgestreckt in der Luft, den Abhang hinunter wie eine Gemse von Vorsprung zu Vorsprung. Da war unter den Kalbi kein Halten mehr. Rote, gelbe, weiße und gefleckte kamen angestürzt, alle mit schnurgerade ausgestreckten Schwänzen, alle hüpfend, springend, sich überstürzend, und hinterher ihre eigenen Mütter, und die Luft war voll von einem Geschwirr und Gebimmel von abgestimmten Glocken und Glöckchen: tiefe, milde Glocken, wie sie der Leitkuh geziemen, hohe, helle Glöckchen, wie sie den Kälbern zukommen, und alte, heisere Glocken, die einigen grasenden Pferden um den Hals gehängt waren, damit sie sich nicht überhoben und in dieser Ruherversammlung zu sehr als Pferde fühlten.

Eine einzige menschliche Gestalt ward zwischen all den Tieren sichtbar. Sie kam den Schluchtweg daher und stieg

an dem ersten Abhang hinauf, wo die Tiere nun angelangt waren und standen und verschmausten und sich besannen. Und sie stand da, von ihnen umgeben; schlank und straff, den Kopf eigentümlich hoch und stolz erhoben, stand sie da in der immer leichter und heller werdenden Luft. Unter dem schwarzen wallenden, franzförmig über der Stirne zusammengewundenen Kopftuch guckten die gelben dicken Zöpfe hinter den Ohren hervor und das strenge Profil mit der hochgeschwungenen kühnen Nase zeichnete sich scharf. Sie stand da, wie ein Weib, das sein Lebenlang geherrscht und dabei sein unerschüttertes gutes Gewissen behalten hat, und schaute mit ihren runden blanken blauen Augen wohlwollend auf die Tiere. Ein paar junge Katzen sprangen um ihre Füße, hauchten einander bei den Schwänzen, überflogen sich und trieben eine Menge Narrenspoffen. Die Kälber kamen heran, drückten ihre Köpfe an sie und leckten ihre gerade feste Hand. Und wie man sie so stehen sah, mit der Sonnenwärme und den Tieren um sich, einfach, aufrecht, auf der frischgetränkten Erde — war sie wie ein Bild der Germania, das auf seinen Bildner wartete.



In der großen, hellen Koffokofirche, durch deren offene Thüren der ganze frohe Sommer hereinleuchtete, klingelten

die Chorknaben heftig, die Glocken läuteten und in einer einzigen Bewegung neigten sich alle Köpfe. Zum zweitenmal hob der Priester am Altare das Allerheiligste über der Menge empor, noch ein Klingeln, noch ein Läuten, dann eine Stille, — und die Orgel begann vom Chor herab langsam und ruhig in vollen Posaumentönen auf- und abzuwogen, während die Menge anfing, sich zu rühren, die Knieenden sich erhoben und die es eilig hatten, durch die offenen Thüren hinaus in das helle Sonnenlicht verschwanden.

In der letzten Bank, neben dem Weihwasserkessel, hob sich ein schwarzes Kopftuch höher als alle anderen. Hier konnte man nicht mehr sitzen unter der Predigt, wie in den andern Bänken. Es war nur ein Tritt zum Knieen da, und anderthalb Stunden knieen, das verlangte geübte Kniee und ein bereitwilliges Gemüt. Manche in dieser Bank neigte den Kopf vor Müdigkeit und stützte das Kinn auf die gefalteten Hände, um dem ermatteten Rücken einen Ruhepunkt zu gewähren. Aber das schwarze Kopftuch hob sich ganz frei und hoch mit einer leichten, federnden Bewegung, und unter dem Kranz, den es über der Stirn bildete, sah man ein stolzes Profil mit stark vorspringender Nase, einem freundlichen Mund und festen Kinn und einem geraden guten Blick, der ganz ruhig und heiter vor sich hinsah. Die zwei dicken Zöpfe verschwanden jetzt unter dem schwarzen Tuch, das weit auf den Rücken

herabhing, einen geraden schlanken Rücken, den nie eine Bürde gedrückt, keine seelische und keine zu schwere leibliche. Den blauen Rosenkranz um die linke Hand gewickelt und die beiden geraden festen Hände gefaltet nach oben gerichtet, kniete diese Bäuerin da, unbeweglich an allen Gliedern, nur mit lautlos sich regenden Lippen.

Ueber die duftenden Gebüsche von hellen Rosen, die die Grabkreuze umrankten, an der weißen Wand der Rochuskapelle vorbei, auf der die hellen Blätterschatten spielten, glitt die Sonne vor und schickte einen langen, stäubchen-durchtanzten Strahl in die dämmerige Kirche. Er kam nicht weiter als bis zur letzten Bank, wo die aufrechte Gestalt zwischen den vornübergebeugten Beterinnen kniete; er glitt über ihren schwarzen Rock und das blaßblaue Schürzenband und legte ein Leuchten auf das gebräunte, andächtige Gesicht.

Man konnte sich fünfhundert Jahre zurückversetzen und denken, von dieser Kirche und aus dieser Bank habe der „Meister des Marienlebens“ eine seiner andächtigen Beterinnen geholt! So heiter und frei, in dem blumenreinen Frieden ihrer Seele, mit schlankem, geschweiftem Rücken und einem Lächeln, das gesättigt war von aller Schönheit der inneren und äußeren Welt, knieten seine Beterinnen vor ihren Betstühlen, die Augen ehrlich und offen gerade auf den Be-

schauer gerichtet und die zehn langen schmalen Finger leicht aneinandergestüßt.



Dicht unter dem Bergabhang, auf dem die Gemeindeweide sich befand, lag ein ganz altes niedriges Bauernhaus. Es duckte sich ordentlich zusammen, es kroch in sich hinein, als wolle es dem Berg damit einen Wink geben: Rutsche über mich und verdecke mich. Aber der Berg lag ruhig und unveränderlich da und blieb unzugänglich für solche Zumutungen; denn er war ein zuverlässiger Berg, der sich überhaupt auf kein Rutschen einließ.

Von vorn aber sah das Häuschen nicht so lebensmüde aus. An der Wand nach Süden zogen sich Rosengebüsche bis zum steinebeschwerten tiefhängenden Dach, und von dem Balkon im ersten Stocke leuchteten Geranien und Fuchsen um die Wette mit den hellen Rosen. Die Diele vor der Thür war sauber gefegt, auf der Bank an der Hauswand lagen sechs Semmeln, die die Bäckermagd am Morgen für eine oben am Berg wohnende Nachbarin da hingelegt und die diese noch nicht abgeholt, und aus den kleinen viertheibigen Fenstern schauten aus großen gelben gescheiten Augen einige Katzen den Vorübergehenden nach.

Hart an der Eckmauer sicherte ein kleines, müdes, von

Steingerölle angefülltes Bächlein vorüber und aus seinem Häuschen an der Mauer schaute der heilige Nepomuk darauf hernieder mit seinem mildvermahnenden Blick. Am anderen Eck war eine kleine halbrunde Nische, ganz blau ausgemalt und mit blanken Sternen besät. Darin stand auf der blauen Erdfugel, um die die Schlange sich wand, die Muttergottes im blauen Gewande und roten Mantel und schaute mit erhobenen Händen aufwärts in einer leichten schönengeschwungenen Stellung. Außer den wachhaltenden Katzen aber war niemand in oder an dem Häuschen zu sehen.

Daneben aber dehnten sich weite, blumenreiche Wiesenabhänge, und dort ging eine einsame Gestalt langsam vorwärts mit der Sense und mähte. Im goldenen funkelnden Sonnenlicht schritt sie hin, den weiten Blick in das Thal vor sich, während der Höhenrauch um alle Berge schön Wetter und eine gute Heumahd verkündete. Sie hatte den Rock aufgeknapft und ihre weißen Strümpfe und ihr roter Unterrock glühten wie zwei kleine weiße und ein brennendroter großer Fleck aus dem leuchtenden Grün. Mit leichtem Gang und eigentümlich federnder stolzer Rückenhaltung schritt sie hin, und dann und wann bei einer Kopfbewegung sah man unter dem gelben Strohhut die dicken, gelben Zöpfe hinter den Ohren leuchten.

„Grüß di Gott, Burgamädi,“ sagte ein Alter mit woll-

weißem Haar und erdbeerrotem Gesicht, der an seinem Stock, den Rucksack auf dem Rücken, den schmalen Wiesenpfad vorbeikam.

„Grüß di Gott, Nachbar,“ antwortete Burgamädi mit wohlkautender Altstimme, die durch den Mangel an Zähnen etwas hohl klang. „Hast d' Semeln für dei Hausfrau mitg'nomma?“

Der Alte hielt es nicht für nötig, den selbstverständlichen Sachverhalt zu bestätigen. Er war stehen geblieben, schnaufte, schnupfte, niesete und ging weiter.

Auch Burgamädi war stehen geblieben. Sie nahm den Strohhut von den gelben ungeglätteten Haaren, wischte sich mit der Schürze den Schweiß von dem glühenden Gesicht und der Nase und trocknete sich den langen, rötlichen Hals. Und wie sie so da stand, sich zufrieden verschlaufend, mit dem ganzen, hellen, durchdringenden Sonnenlicht über sich, da sah man, daß sie „keine Junge“ war. Das rote, schwitzende Gesicht war faltig und der lange Hals voller Sehnen, die heiteren blauen Augen schauten aus tiefeingesunkenen Lidern hervor, und über dem dichten, langen, gelben Haar legte sich um den ganzen Kopf der kurze, widerborstige Nachwuchs von weißen Haaren.

Sie beugte sich zu den sie umhüpfenden jungen Katzen nieder und streichelte sie mütterlich. Aber das Aufrichten ging

schwer. Der gerade Rücken war steif nach der Arbeit, und ihre Gestalt zeichnete sich dürr und zusammengetrocknet in der Helle des Mittags. Da sah man, daß sie keine Dreißigjährige war, auch keine Vierzigjährige, — dieses dürre Vertrocknen, das ein hohes und gesundes Alter verspricht, findet sich bei den Gebirgsweibern erst ein, wenn die Fünfundzwanzig wohl und rund angelangt sind.

Sie hing die Sense an einen Birnbaumast und ging nach dem Hause, umspielt von den jungen Katzen, die nach ihren weißen Strümpfen haschten und sich an ihren roten Rock hingen. Sie drückte die Thür auf und trat hinein in die leere, saubere, kühle Stube. Sie ging durch die Kammer, die ebenso kühl und halbdunkel und leer war, hinaus in die Schafferei und kehrte mit einem Laib Brot und einem Haufen Milch zurück. Dann zündete sie Feuer in dem kalten Herd an, goß die Milch in eine messingene Kasserole und setzte sie auf, holte Mehl- und Salzbehälter und stellte sie bereit, wenn die Milch kochte, das Muserl anzurühren.

Es kam niemand herein, um ihr Mahl zu teilen. Nur die Katzen saßen um sie herum und draußen im Stall brummt die Kühe aus dem Mittagsschlaf. Burgamädi bestellte allein den einsamen Hof und wohnte allein in ihm seit fünfundzwanzig Jahren.





II.

Burgamädi — so nannten sie alle im Dorfe. Die Kinder waren damit aufgewachsen und wußten es nicht anders, die Jugend rief sie so, weil sie unter ihr schon so alt und noch immer Mädchen war — eine wirkliche Jungfrau — und die Alten hatten ihr den Namen zuerst beigelegt als eine Art Auszeichnung und Unterscheidung von allen übrigen gerade ledigen Jungfrauen um sie herum.

Einst war die Burgei eins der saubersten Madl gewesen, die flinkste beim Tanz, die zeitigste bei der Arbeit, mit einer guten Hand, der alles glückte, was sie angriff: die Kalbi, die sie aufzog, und die Nudeln, die sie backte. Da konnte es nicht fehlen, daß sich alsbald die Freier einfanden, insbesondere, da Burgei außer ihren persönlichen Vorzügen, die nicht gering waren, auch noch den Hof zu vergeben hatte, auf dem sie mit der alten Base lebte. Und Burgei besann

sich auch nicht lange, sondern warf ihre feuerigen blauen Augen auf einen, der ein schöner und trotziger Bursch war und Knecht auf seines älteren Bruders Hof. Und wenn er den Schuhplattl mit ihr tanzte, dann balzte er wie der Auerhahn um sie herum, und hob er sie am Ende des Tanzes mit beiden Armen auf, dann schwebte sie so frei und stolz, mit festem Rücken und geradem Nacken über allen, wie keine zweite.

Aber zur Fronleichnamsprozession ging sie trotzdem mit dem grünen Kranze auf dem gelben Haar unter den vier Jungfrauen, die die Muttergottes trugen.

Da starb die Base, und die Nachbarinnen sagten: Die beiden können lachen, die haben's jetzt gut. Und es zeigte sich, daß die Base ein Testament hinterlassen hatte, was auch ganz wohlbedacht war, denn sie hatte noch andere, gleich nahe Verwandte. Als aber das Testament geöffnet ward, da stand darin zu lesen: sie vermache ihren Hof den beiden Töchtern ihres Halbbruders, die Burgei aber dürfe darin bleiben, „so lange sie gern da war“. Die beiden Töchter ihres Halbbruders aber waren noch ganz kleine Dirndel und gingen erst in die erste Klasse der Schule.

An dem Tage kam die Burgei später heim als die anderen vom Gericht, und zu ihrem Liebsten sagte sie: „Nun schau, daß du weiter kimmst.“

Wie sie's dann miteinander hatten und was sie miteinander redeten und wie sie auseinander kamen, darüber ließen sie sich nicht aus, und niemand fragte sie danach. Aber auf einen Hof heiraten, wo man nur so lange bleiben durfte, wie „man gern da war“, und den man nicht auf seine Kinder und Kindskinder vererben konnte — das begriffen ja alle, daß das kein gut gethan hätte. Und am ersten von allen hatte das Burgei begriffen. Und der zweite, der es begriff, war ihr Liebster. Und sie wurden beide darüber nicht kleinlaut, und das Herz brach auch keinem von ihnen, und verlumpt ist auch keines von beiden dabei. Auseinander gingen sie in aller Freundschaft.

Und als wieder Fronleichnam war, da schritt Burgei wieder mit dem grünen Kranze auf den dicken gelben Zöpfen unter den vier Jungfrauen, die die Muttergottes trugen. Und jahraus, jahrein, so oft Fronleichnam wiederkehrte, trug sie auf ihrer Schulter die eine Ecke des Fußgestelles der Muttergottes. An den anderen drei Ecken wechselten die Jungfrauen — braune und blonde, schwarze und rote, dicke und magere kamen und verschwanden und tauchten, mit ihren Kindern auf dem Arm, in den Reihen der übrigen Prozessionsteilnehmer wieder auf. Aber Burgei blieb.

Es freite keiner um sie, denn so dumm würde keiner sein, sich auf solch ein Heiraten einzulassen. Und Burgei

blieb auf dem Hof, weil sie gern da war. Denn jemand mußte doch da sein und alles zusammenhalten und nach dem Rechten schauen. Die Kühe gingen hinter ihr her wie Hunde und die Kalbi leckten ihr den Arm, wenn sie vorbei kam.

„Meine Küh' sind meine Kinder“, sagte Burgamädi.

Der Bursch, der einst der ihre gewesen, hatte längst eine rechte, gute Bäuerin geheiratet, und Burgamädi freute sich jedesmal, wenn sie hörte, daß er wieder hatte taufen lassen.



An den langen einsamen Winterabenden, während die unendlichen Schneeflächen sich um den Hof ausbreiteten und nur hier und dort aus der Ferne ein Lichtchen aufglimmte, konnte man Burgamädi, die verräucherte Stalllaterne neben sich, das in Würfel geschnittene Brot und die Halbe Bier auf dem Fenster Sims vor sich, am Eckfenster unter dem heiligen Nepomuk sitzen und ihre Abendmahlzeit halten sehen. Aufrecht und gerade saß sie da und blickte so selbstverständlich zum Fenster hinaus wie eine mit Glücksgütern überhäufte Person. Und während die Dämmerung in Nacht überging, hob das Gebetläuten an, und Burgamädi stützte sich mit den beiden Ellbogen auf das Fenster Sims, hielt die gefalteten Hände vor den Mund und schaute andächtig, unbeweglich, mit kaum sich regenden Lippen hinaus in das

Dunkel, aus dem die Glockentöne so ruhig hervorklangen, wie das milde Lichtgesflimmer aus der ewigen Lampe dringt.



Als Burgamädi an die Fünzig gekommen, tauchte bei ihr Gesellschaft auf. Ein langes, mageres, mürrisches Mädel, nicht mehr gar jung, ging aus und ein. Das war die Erbin, die den Hof haben sollte. „Ich verschaff' es nicht mehr,“ sagte Burgamädi entschuldigend und that gar dankbar für die Hülfe, die ins Haus gekommen.

Zunächst trug sich nun nichts weiter zu, und die Nachbarn meinten von der Neuen: „Die bleibt halt eben auch ledig“, obgleich kein rechter Grund dazu einzusehen war, es sei denn der, welchen der Alte mit den baumwollweißen Haaren und dem erdbeerroten Gesicht zwischen einem Schnupfen und Niesen hervorbrumnte: „Sie ist halt fein schiech; es mag sie keiner!“

Eines Tages aber kam ein Wagen vors Haus gefahren, auf dem standen eine Bettstatt, ein Kasten, ein Kleiderschrank, Tische und Stühle, ein Kanapee und anderer Hausrat. Ein junger Mann, den Gensbart und eine hellrote Geraniumblüte am grünen Hut, in kurzen Hosen und Wadelsrümpfen, die Pfeife im Mund, lud ein Stück nach dem anderen ab und schaffte es hinein. Das mürrische Mädel half ihm da-

bei, während Burgamädi am Herd stand und aus einem gewaltigen Topf voll goldenem Schmalz die schönsten Nudeln herausbuck.

Einige Wochen vergingen, da frachten die Böllerschüsse von der Höhe, und mit stattlichem Gefolge kam ein Brautpaar aus der großen hellen Koffokofirche. Die Braut trug den grünen Kranz; ob sie mager oder dick war, konnte man nicht sehen, denn das schwarze, seidene, geblümte Kleid starrete schon von unter den Armen in mächtigen abstehenden Falten um sie herum, die kurze ausgeschnittene Taille mit langen engen, puffig gezogenen Ärmeln war um den Ausschnitt und um den Leib mit einem dicken abstehenden Spitzengefältel besetzt und ein schweres hellblaues Atlastuch vom Halse abwärts über den Ausschnitt mit Broschen befestigt. Aus schwerem hellblauem Seidenatlas war auch die mächtige Schürze. Eine Handbreit über dem Boden endete der Rock, und darunter trippelten ein paar kurze Gebirgerinnenfüße in schwarzen hochhackigen Stiefeletten.

Der Bräutigam war weniger prächtig anzuschauen. Er hatte nach der Sitte ein Paar überaus enge, lange, dunkle Hosen an und dazu ein kurzes schwarzes Wams und einen runden breitkrämpigen schwarzen Hut. In diesem Kostüm verschwand seine natürliche Wohlgestalt gänzlich und er sah aus wie ein langbeiniger, scheuer, schwarzer Vogel. Die

Hochzeiter zogen langsam, zwischen gaffenden Kindern und sonstigen Zuschauern, den Kirchweg hinab nach dem Wirtshaus, wo die bekränzten Wagen warteten, zuvor aber ein reichlicher Trunk Bier nebst Suppe mit Würsten, und danach ein Ochsenfleisch, gefüllte Kalbsbrust und andere schöne Dinge eingenommen werden sollten.

Wie nun das Brautpaar die zahlreichen hölzernen Stufen zum Wirtshaus emporschritt, konnte man auch, nachdem sich die Neugier an ihrem Anblick gesättigt hatte, die hinter ihnen gehenden Gäste in Augenschein nehmen. Da ging zunächst der Alte mit dem weißen Haar und dem roten Gesicht, der sich somit als der Vater der Hochzeiterin darthat, gleichfalls in dunklen überaus engen Hosen, aber in einem altmodisch langschößigen, bis an die Waden hinreichenden blauen Sonntagsrock und einer rotbraunsamtenen Weste, die mit zwei geschweiften Reihen mächtiger silberner Knöpfe verziert war, jeder Knopf von der Größe eines Markstückes.

Hinter ihm kam Burgamädi als die nächste Verwandte. Heute ging ihre Herrschaft über den Hof zu Ende. Denn nun heiratete die Erbin, und mit dem „Dasein, so lange sie gern da war,“ schien es jetzt eine heikle Geschichte werden zu wollen. Drei neue Gebieter würden von morgen ab den Hof regieren, wo Burgamädi in all den Jahren mit unein-

geschränkter Machtvollkommenheit geherrscht. Da war erstens die junge Frau, da war zweitens der junge Mann, und drittens war da seine Mutter, die er gleich bei seinem Einzug mit ins Haus brachte. Sie war jetzt schon anwesend und schritt, Burgamadis Würde teilend, neben ihr her.

Aber Burgamädi sah nicht geknickt aus. Sie trug ihren schlanken strammen Rücken und ihren stolzen Nacken aufgerichteter als je. Die gelben dichten Haare waren ganz besonders kunstvoll geflochten und am Hinterkopf mit silbernen Nadeln aufgesteckt. Ein schwarzer fedder Hut mit aufgebogener Krempe, von unten mit einer goldenen Tresse ausgefüllert, beschattete ihr frohes, stolzes Gesicht. Ein mächtiges silbernes Geschmeide mit gewaltigem perlenverziertem Schloß verbarg gänzlich ihren Hals, wie die blaßgrüne halbseidene Schürze das schwarze Gewand fast verdeckte. Das kleine magere Weibchen mit dem scharfen verkümmerten Gesicht, die Hochzeitermutter, verschwand fast neben einer Gefährtin von so strahlender Zufriedenheit.

Während die Hochzeitsgesellschaft noch tafelte, stieg das Brautpaar in seinen bekränzten Wagen. Da die Ernte nahe war und es dann Arbeit vollauf gab, benutzten sie den ledigen Abend noch zu einem kleinen Ausflug aus dem Dorfe Zell, wo diese wahrhaftige Geschichte sich zutrug, nach einer engen Schlucht, an deren Ende ein kleines altes Wirtshaus lag,

in dem es einen gewürzten Wein gab, berühmt durch seinen köstlichen Geschmack und seine anregende Wirkung.



Tanzende Füße! Ja, tanzende Füße. Vom Morgen bis auf die Nacht tanzten sie durch Stube und Küche, zum Kuhstalle hinein und an den Brunnen hinaus — das waren die Füße der jungen Frau, die auf ihren hohen Absätzen so geschwind herumhüpften, daß es manchmal aussah, als wolle die lange, magere Gestalt vornüberschnappen. Denn sie hielt den Kopf meistens gesenkt und warf nur Blicke aus den Augenwinkeln und sicherte dazu, ein ganz glückseliges Gesicht. Wenn sie des Hausherrn ansichtig wurde, der unerschütterlich würdig, die Pfeife in einem Mundwinkel, herumhantierte, ausgefallene Nägel, wo es nöthig war, einschlug und in die Balken des Zaunes um die Felder bald hier bald da statt des morschen Halters einen neuen einsetzte — wenn sie also ihres Ehe- und Hausherrn ansichtig wurde, dann nahm sie sich zusammen und zeigte nach bestem Vermögen das alte mürrische Gesicht. Aber das fiel ihr jetzt nicht leicht und glückte auch nicht recht und darum vermied sie es nach Kräften, in seine Nähe zu kommen. Das sah er auch am liebsten, denn verheiratete Bauersleute sollen sich nicht tagsüber unter die Füße laufen. Aber es war so

lustig, so lustig, eine junge Frau zu sein! Mitten im Aufputzen und Geschirrscheuern hielt sie manchmal inne, wenn keiner sie sah, und sicherte, bis ihr die Thränen kamen.

Die Alte mit dem verkümmerten scharfen Gesichte hörte und sah die tanzenden Füße und lächelte geschmeichelt. Er war schon auch ein sauberer Bursch, ihr Andre, dem konnte man schon gut sein. Und einen recht schönen Hof hatte er mitbekommen, dafür ließ sich schon dies und das mit in den Kauf nehmen. Ein armer Tagelöhner war er gewesen und auf Zins hatten sie wohnen müssen. Nun hatte auch sie ein Dach überm Kopf und eine Stube, wo sie einmal in Frieden sterben konnte.

Burgamädi aber ging herum, hochaufgerichtet und würdig wie der junge Ehemann und schien die tanzenden Füße so wenig zu sehen wie er. Sie verstanden sich aber gut, die beiden, wenn auch gänzlich ohne Worte. Sie warteten. Sie warteten alle beide, und sie warteten beide auf dasselbe — auf den jungen Bauern.

Und er ließ auch gar nicht länger als nötig auf sich warten.

Am Herd stand Burgamädi und kochte ein Muserl. Aus der Kammer klang ein mißvergnügtes Gequicke. „A rechter mordsgroßer Bua,“ sagte bewundernd eine Stimme.

Das Quicken wurde zornig. Burgamädi nahm das Muserl und ging damit hinein.

„Was laßt Ihr denn das Kind so schreien?“ jagte sie aufgebracht mit einem Blitz in ihren blauen Augen. „Was meint Ihr denn? Darf schon einen Hunger haben, das Kind! Da schaut's.“

Sie steckte ihm einen Finger in das offene Mäulchen und goß mit einem Löffel ein wenig Muserl nebenan hinein. Das Schreien verstummte, und die stumpfen kleinen Neugelein öffneten sich erstaunt und befriedigt ein wenig.

„Einen Hunger hat er,“ bekräftigte Burgamädi sich selbst. „Einen rechten Mordshunger!“ Und ein zweiter und dritter Löffel Muserl glitt den Weg des ersten hinab.

Und damit nahm Burgamädi den befriedigt grunzenden kleinen Bauern in ihre Arme zur weiteren Abfütterung für die Zeit seiner hilflosen Jugend. Nun hatte der Hof seinen Bauern.



Auf der anderen Seite.





Es mögen wohl zwölf Jahre her sein, daß ich sie kennen lernte. Seit zehn Jahren habe ich sie nicht mehr gesehen. Sie nannte sich eine Isländerin und that es mit Stolz, wenn auch vielleicht das isländische Blut in ihr ziemlich gemischt war. Aber anzuschauen war sie wie eines jener eigenwilligen, gebieterischen Weiber, von denen die Edda erzählt. Groß und üppig war sie und sehr weiß, mit langen, weichen Händen, die fest zugriffen; in ihrem großen, noblen, schöngeformten Gesichte funkelten die feuchten Augen rötlich-braun, und ihr lockiges, lose aufgestecktes Haar war von jenem Goldrot, das man so helle und leuchtend nur im Norden findet. Sie hatte einen kleinen Mund mit schönen Zähnen, über denen sich die Lippen oft mit einem leichten Vibrieren zurückzogen, wenn ihre Seele in Schwingung geriet. Es sah schön aus und erinnerte an die Art wie schmeichelnde Käzchen die Zähne zeigen. Sie saß gern und auf einem niedrigen Stuhl; der Fluß der Linien ihres schönen

Körpers war dann ruhig und wie ein einziger gehaltener Ton. In ihrem Schlafzimmer stand ein Betpult und sie wird es genossen haben, ihren schönen Körper darauf hinzuknien, denn die Linien der Frauen sind nie so schön, als wenn sie im Betstuhl knien. Wahrscheinlich war die Idee mit dem Betpult mit anderer Lektüre zu ihr aus England gekommen, und sie hatte sich ihren Gottesdienst nach dortigem Muster mit einigen katholischen Bestandteilen verschönert. Im übrigen gehörte sie einem Verein für Volksbildung an, der frei religiös gefärbt war, aber Gebetsversammlungen hielt.

Sie war Lehrerin und unverheiratet. Als ich sie kennen lernte, war sie bereits in den Jahren, wo nicht leicht mehr geheiratet wird. Weßhalb sie bei soviel Schönheit allein geblieben war, und auf der Straße gekleidet ging wie eine arme und ältliche Person, war nicht gut zu erfahren. Sie sprach mit ihrer tiefen, klangvollen Stimme, in der es von verhaltenen Thränen bebte, von ihrem Schicksal, das doch in nichts weiter als in der unglücklichen Ehe ihres Vaters mit ihrer Mutter bestanden zu haben schien. Sie war wohlwollend gegen die Liebe anderer, und konnte eine Freundin recht herzlich ermahnen, den, der sie liebte, als ein kostbares Gut mit allen Kräften festzuhalten. Auch gegen Altersunterschiede der Liebenden war sie in recht weitgehendem Grade nachsichtig. Selbst aber suchte sie keinen Mann und

ließ sich von keinem suchen. Und wenn sie das sagte, zitterten die Thränen in ihrer schönen Stimme und ihre weißen Zähne glänzten hinter den zurückgezogenen Lippen und sie rollte sich zusammen wie eine große, schöne, weiche, bequeme Kage, die uns mit großen, feuchten, faszinierenden Augen ansieht.

Ich hatte jene Bewunderung für sie, die ein Weib, das selbst nicht ohne Einsatz ist, für das schöner ausgestattete Weib empfindet. Und ich konnte nicht begreifen, weshalb soviel imposante Schönheit und soviel Geist sich so ungenutzt verzehren sollte. Erst später kam es mir zum Bewußtsein, daß es Frauen giebt, die so geizig sind, daß sie mit sich selber geizen. In der Edda giebt es solche Frauen, die Hingabe verlangen und sich nicht hingeben; spröde Seelen, deren Nerv der Eigensinn ist. Die nordische Geschichte ist voll von ihnen; sie waren die eigentlichen Trägerinnen des nordischen Heidentums und in historischen Romanen nannte man sie Heldenweiber.

Meine schöne Rothhaarige sah andere gerne weinen. Zu den Frohen ging sie nicht und ließ sie auch nicht zu sich. Aber sie liebte es, Trösterin zu sein, und streichelte mit sanfter Hand die kleinen Geheimnisse der andern Seele heraus. Schlang aber dann die Getröstete die Arme teilnehmend um ihren Hals, so wurde sie spröde und spannte die Muskeln an wie Miez, die Hauskage, wenn sie genug hat und sich

plötzlich vom Spiel aufrichtet. Dann zogen sich ihre Lippen über den Zähnen zurück und sie sagte mit ihrer vollen vibrierenden Stimme: „Sprechen Sie nicht von mir. Ich bin auf der andern Seite.“

Dies Wort machte mir Kopfzerbrechen. Was meinte sie damit? was war das für eine andere Seite? wo gab es in der Welt, in der sie und ich lebten, eine andere Seite? Ich kannte sie nicht und hätte sie damals gerne gekannt. Fragen half nichts, denn ein Aufschluß wurde nicht gegeben. Diese andere Seite zu finden, war eine ganz individuelle Sache.

Wenn ich in den grünen buschigen Anlagen spazieren ging, dann begegneten mir zuweilen die Klosterfrauen des *sacré coeur* von der französischen Schule. Die gingen immer zu zweien, nicht rasch, nicht langsam, mit einem leichten festen Schritt. Der lange Rosenkranz hing ihnen über dem schwarzen, faltigen Gewand am Gürtel hinunter, und der lange schwarze Schleier wallte ihnen bis unter denselben nach. Ihre frischen oder blassen Gesichter waren eingefasst von der weißen Stirnbinde und Kinnbinde und über Hals und Brust breitete sich der schneeweiße Kragen aus. Wenn ich sie so daherwandern sah, mir fremd und unbekannt und doch das Interesse weckend, da wußte ich nur eins von ihnen, aber das mit voller Bestimmtheit: Sie waren auf der andern Seite.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich mit meiner Rotblonden nie über diese andere Seite sprach. Vielleicht kamen wir zu selten zusammen, vielleicht sprach sie überhaupt nur über die persönlichen Angelegenheiten ihrer Freundinnen. Vielleicht stand uns beiden diese andere Seite, in der voll und ganz gethan wird, was man thut, in der voll verzichtet und voll ergriffen wird, zu fern, als daß wir auch nur den deutlichen Ausdruck dafür hätten finden können. Und so saß die schöne Person denn im Haus einer immer geschäftigen, immer schlecht gekämmten und immer an Frauenversammlungen beteiligten Freundin, half ihre Kinder verziehen und war — auf der andern Seite.

Ich hatte längere Zeit Gelegenheit ein junges Mädchen zu beobachten, das ich recht gut kannte. Soviel weinen, wie sie weinte, sieht man nicht leicht eine. Sie konnte weinen und weinen bis alle Stühle mit ihren nassen Schnupftüchern garniert waren. Sie ging in ihr Zimmer, versteckte sich da und weinte, halbe und ganze Stunden lang. Es waren nicht die feuchten Augen und drei, vier Thränen, die viele Frauen bei jeder Gelegenheit bereit haben. Ihre Thränen flossen stromweise, ununterbrochen wie ein Bach, — sie weinte und weinte, bis sie sich froh geweint hatte. Wenn sie dann aufstand und sich das Gesicht gewaschen hatte, dann hatte sie wieder Mut und Freude am Leben. Sie war keine

Schönheit und es ging ihr, wie es den meisten jungen Mädchen geht, weder gut noch schlecht. Die Jahre verstrichen in Einförmigkeit und jener Langeweile, für die der Einzelne nichts kann, weil sie aus der Umgebung stammt, für die diese Umgebung wieder nichts kann, weil sie aus den Verhältnissen stammt. Gegen diese Verhältnisse, diese Umgebung und diese Leere hatte sie nichts zu setzen als ihre Thränen und sie waren wie ein fruchtbarer Regen auf eine verschmachtende Wiese, die immer wieder grün darunter wurde. Sie weinte sich mit ihren Thränen durch ihre ganze Jugend, bis die Tage kamen, wo sie nicht mehr weinen konnte. Sie war müde geworden, und jene unbestimmte Hoffnung der Jugend, die alles umschließt und nichts ausdrückt, hing wack.

Ich hatte sie einmal gesehen, als sie mich nicht sah. Sie stand vor ihrem kleinen Spiegelchen, einen großen hatte sie nicht. Sie konnte nicht mehr darin sehen als ihr Gesicht und ihr Haar, das sie jeden Morgen vor demselben kämmt und aufrichtete. Aber diesmal war es nicht Morgen und sie kämmt auch nicht ihr Haar. Sie stand, die Augen fest und flehend in die Augen gerichtet, die ihr aus dem Spiegel entgegensehen und ihre Lippen bewegten sich zusammen mit den Lippen im Spiegel. Ihre Augen waren verweint und ihre Lippen waren rot und trocken, wie sie es werden nach vielen vergossenen brennenden Thränen. Sie betrachtete sich

nicht und ich verstand nicht, was sie that. Aber ich sah, wie ihre roten, trockenen Lippen sich zitternd vor verschluckten Thränen bewegten und ich hörte die abgerissenen, geflüsterten, verstoßenen Worte: „Hilf mir, hilf mir . . . Wir wollen aushalten . . . Du wirst mit mir zusammenhalten . . . Du wirst mich nicht verlassen . . . Du und ich . . . wir haben keinen sonst . . .“

Und dann sah ich, wie das ganze Gesicht im Spiegel von einer Helle überflogen wurde, wie wenn die Sonne durch den Sommerregen scheint, und die trockenen Lippen lachten, daß die weißen Zähne blitzten und die Thränen rollten ihr dicht hintereinander aus den Augen und ich hörte die halberstickten Worte: „Wir halten zusammen . . . wir halten schon noch weiter zusammen.“

Da verstand ich sie. Sie hatte sich selber vor sich selber hingestellt und zu sich selber gesprochen wie zu einer andern Person, die ebenso litt und ebenso weinte und ebenso allein war wie sie, die ebenso aushalten wollte und nur einer Seele bedurfte, um es zu können. Und diese Seele, die sie nirgends gefunden, und der sie sich nirgends in der Welt hatte vertrauen können, — diese zweite Seele, die suchte sie nun in ihrem Spiegelbild und redete sie an, wie ein anderes Ich . . . das andere Ich, das ihr nicht entgegenkam im Leben.

Und die Jahre gingen weiter und sie sprach noch manchmal zu ihrem Spiegelbild, — aber sie that es immer seltener, denn es überfiel sie jedesmal eine größere Traurigkeit dabei und ihr Mut fing an zu weichen.

Und dann kam die Zeit, wo sie auch nicht mehr weinte. Sie war zu müde dazu. Sie war so schrecklich müde, daß sie alles aufgab und nichts mehr hoffte. Die Welt verlor ihren Glanz und die Menschen, von denen jeder, dem sie begegnet war, nur immer an sich gedacht und von sich gesprochen hatte, waren ihr langweilig und fremd. Sie wußte nicht, was nun kommen sollte, sie konnte nicht mehr . . .

Aber da kam das Glück.

Unversehens und unerwartet kam es und gerade, da sie nicht länger aushalten konnte. Und es kam mit einer Helle und einem Leuchten und einem Frieden und einer Frische, wie der erste erquickende Herbsttag kommt mitten in der Schwüle des Sommers und auf den es wieder Sommer wird. Aber nicht mehr in Dürre und Hitze, sondern mit zitternden Lichtern an den Stämmen herab und über den feuchten, besonnten Rasen und mit jener Beseelung und feinen Klarheit in der Luft, in der die Natur zu uns spricht wie ein Mensch zum andern, wie Seele zu Seele.

Es kam das junge Glück, das menschliche Glück, die

Liebe in ihrer ersten und irdischen Gestalt, die Liebe des Mannes zum Weibe.

Und es kam, um nicht mehr zu gehen. Es blieb. Sie war auf der anderen Seite. Sie blühte auf in der jungen Liebe des jungen Mannes wie eine Blume, die man zu begießen vergessen und die nun der Himmel selbst erfrischt mit seinem Abendtau und seinem Morgentau. Und wie sie einst geweint hatte, so lachte sie nun, lachte und lachte, daß ihre weißen Zähne blitzten. Sie lachten wie zwei Kinder miteinander, die lange einsam in der Irre gegangen und sich nun gefunden hatten und nicht mehr allein waren und sie lachten ihren Jubel hinaus wie zwei Singvögel ihre Triller rollen lassen.

Aber sie hatten auch weiter nichts gefunden als einander. Und wie die Jahre gingen, wurde es immer finsterner um sie herum. Es gab viele, denen ihr Lachen in den Ohren weh that, weil sie selbst keine Lacher waren. Die hat es zu allen Zeiten gegeben und wird es zu allen Zeiten geben. Die sitzen verdrossen und übersatt an vollen Tischen und passen auf, wo einer lacht. Der muß fort, der giebt ein schlechtes Beispiel. Die Menschen könnten zu froh werden.

Und die Jahre gingen und brachten Schlimmeres und Schlimmeres. Sie brachten das, woran die Menschen verzweifeln und woran sie sterben. Sie brachten alles, was auf

dieser Erde am meisten gefürchtet und am unerträglichsten empfunden wird und jene Versuchungen, denen die Meisten unterliegen. Und alle Auswege schlossen sich und der Himmel wurde schwarz und die Erde schien zu beben. Und sie wußten den Weg nicht und kannten sich nicht aus. Und niemand stand zu ihnen.

Aber da war es ihr auf einmal, als fasse sie eine Hand bei den Haaren und führe sie vorwärts, sie wußte nicht wohin. Nur den nächsten Schritt sah sie vor sich und es gab keinen Weg zur Rechten und zur Linken. Und sie thaten diesen nächsten Schritt zusammen und blieben auf ihm stehen.

Doch da stürzte die Meute heran, deren Führer man von alters her Tod und Teufel genannt hat, und fuhr gegen sie. Da stellte sie sich mit ihm, der nicht von ihr wich, der das Glück gebracht hatte und das frohe Lachen, Rücken gegen Rücken — daß keiner ihnen in den Rücken kommen konnte, und sie lachten dem Tode und dem Teufel entgegen. Hinter und vor ihnen war kein Weg und sie hatten nur das Fußbrett, worauf sie standen. Aber über sich fühlten sie die Hand, die keiner sah, und wieder streckte sie sich herab und nahm sie bei den Haaren und führte sie weiter.

Und die Tage gingen und die Monate und die Jahre und aller Hände waren gegen sie, weil sie so froh lachten, und keine konnte sie erreichen.

Da kam etwas über sie, das war nicht bloß das Glück, das war nicht bloß der Sieg, das war nicht bloß die Freude, — etwas kam, was alles dieses war und mehr als alles dieses. Es kam und breitete sich und erfüllte und durchdrang sie ganz, mit einem süßen Duft und einer großen Stille. Dies, was da kam und sie ganz in Besitz nahm, war die Andacht. Sie zogen beide aus sich selber aus mit ihrem persönlichen Fürchten und Hoffen, Begehren und Zittern. Und der Inhalt, dem sie in ihren Jugendthänen jahrelang entgegengeweiht, der dann zu ihr gekommen war als das irdische Glück — er kam nun wieder als die Inbrunst des Erkennens.

Da wurden sie beide sehr ruhig. Sie wurden heiter, wie die Heiterkeit des schönsten Herbsttages, der voll hängt von den Früchten des Jahres. Sie waren auf der andern Seite.

So sah ich die beiden zuletzt. Und nun gehen sie uns nichts mehr an.

Aber lange suchte ich nach meiner Rothblonden, von der ich zehn Jahre lang nichts gehört. Endlich traf ich ein ältliches freundliches Fräulein, die für eine große Dichterin gehalten wurde, weil sie ein so gutes Gedächtniß hatte, daß sie alle die besten Stellen aus anderer Büchern behalten und

variiren konnte. Die wußte alles und kannte alle und ich fragte sie nicht vergebens. Von ihr erfuhr ich, wo meine Rotblonde geblieben war. Sie war — Diaconiffin geworden.



Der Weg nach Altötting.





I.

Der Himmel war weißblau und der Mittag glühte. In der Luft zitterte die Hitze wie ein silbernes Geflimmer, in das die langen, schlanken, grünen Pappeln unbeweglich emporragten. Saftgrün lagen die Wiesen und gelb die Felder, und wellig dehnten sich die üppigen Kuppeln der Laubwälder an den Abhängen und den aufsteigenden Höhen aus. Ein blankes, flimmerndes Band, wand sich der Inn durch die Ebene, und ein schwacher feuchter Dunst schwebte über ihm. Alles lag wohlzig und ruhig da wie in einer großen Daseinsfreude. Ueberall klang das zufriedene Geseumme der Insekten, und die Grillen musizierten, was sie konnten. Menschen und Vieh waren in den Häusern und hielten Mittag und Mittagskraft. Und der lange, gelbe gewundene Streifen der Landstraße, der sich bald steigend, bald sinkend, aber immer gleich gelb und leuchtend durch die Gegend zog, war leer.

So ging eine Weile und noch eine Weile vorüber, in der nichts zu hören war, als das Summen der Insekten. Da klang etwas dazwischen, das war auch ein Gesumm und Gebrumm, aber ein anderes. Es stieg und schwoll und wurde ein Gemurmel vieler Stimmen. Und alsbald sah man aus einer Thalsenkung eine lange weiße Schar auftauchen, der eine schwarze Gestalt ein rotes Banner vorantrug. Sie kamen näher und näher und zogen vorüber — eine Menge weißgekleideter Schulmädchen, an der Spitze ein Geistlicher mit der Kirchenfahne. Wie Gezwitscher junger Vögel klang das Gesumme ihrer betenden Kinderstimmen. Aber hinter ihnen kam eine Schar alter Weiber in Kopftüchern und Pantoffeln, schweigend und schwankend, doch sehr gut aufgelegt und mit eifrigem Bienengebrumm. Und dann erschien ein Häuflein alter Männer — unrasiert und verstaubt, die brummten im Baß wie ernsthafteste, selbstbewußte Hummeln.

Und alle zogen sie über die Brücke, unter der der rasche Inn glitzerte und in kurzen Wellen dahinschoß. Ihre murmelnden Stimmen verflangen und ihre Gestalten verschwanden, und alles lag wieder wie zuvor ohne Laut und Regung im heißen Mittage.

Als bald aber tauchte es auf wie ein schmaler, weißer, gleitender Schleier, dem ein brennend roter Punkt in der

weiß leuchtenden Luft voranglitt. Hoch droben über dem Inn tauchte es auf und schlängelte sich höher und höher, der rote Punkt und der schmale weiße Schleier: die Schar der jungen Wallfahrerinnen mit der Kirchenfahne.

Die steile Anhöhe ging es hinauf, über der die Kirche von Neu-Depping sich erhebt, hoch und schlank und schön gegliedert wie ein im Augenblicke der Gnade empfangenes Lied zur Ehre Gottes.

Und wie ein erhobener Arm sich zur Anrufung und zum Schwur zum Himmel emporstreckt, so durchschnitt ihr Turm die blaue flimmernde Luft. Vorbei an ihr glitt die weiße Schar, hinein in die breite Straße, an der die mit Loggien versehenen Häuser wie eingeschlafen liegen, gleich den verlassenen Palästen entschwundener stolzer Geschlechter.

Am Wege, nicht weit von der Kirche, saß eine einsame Frauengestalt auf einem Stein. Sie war gekleidet wie die meisten reisenden Damen, nicht ärmlich und nicht elegant, nicht wie ein Backfisch und nicht wie eine Matrone. Ihr Körper war schlank und beugte sich vornüber, ihre Hände ruhten ineinander und ihre Ellenbogen auf den Knien. Sie sah die Wallfahrerinnen vorbeiziehen mit einem fragenden Blick, der nichts verstand. Dann hoben sich ihre Augen und sahen hinauf zur Kirche und glitten weiter und umfaßten das Flußthal und die Anhöhen drüben mit den an ihnen hinan-

steigenden Wäldern und die lange Reihe der schlanken Pappeln, welche die Ebene durchschnitt. Ihr Blick sog alles ein wie in einem inneren Sechzen, das gestillt werden möchte und doch nichts anderes weiß, sich daran zu laben als die in dieser Gegend so satte und gütige Schönheit der Natur. Die Fremde saß lange da und schaute und schaute, bis ein leichtes Schütteln durch ihren Körper fuhr.

Da wandte ihr Blick sich ab und sie veränderte ihre Haltung. Auch die Farbe ihres Gesichtes veränderte sich und wurde fahl. Es fror sie. Sie sah sich um und merkte, daß sie im Schatten saß. Vielleicht hatte sie lange so geessen — sie wußte es nicht. Sie fühlte nur, daß ihre Kleider kalt am Körper klebten, und erinnerte sich, daß sie erhitzt vom Steigen und vom sonnenbeschienenen Weg hier angekommen. Sie wollte aufstehen und machte einen Versuch, sich zu erheben. Aber da fühlte sie eine so grenzenlose, schwere Müdigkeit in allen Gliedern, als würde es ihr gar nicht möglich sein, sich aufzurichten. Sie sah um sich, wie mit einem Blick nach Hülfe. Aber es war niemand da. Und zugleich fühlte sie, daß dies gar keine bloße körperliche Müdigkeit war; die hätte sich überwinden lassen. Es war auch gar nicht bloß die Steifigkeit nach der plötzlichen Abkühlung. Es war etwas anderes, es war viel mehr als alles dies.

Es war eine Müdigkeit der Seele, eine so grenzenlose,

lähmende Müdigkeit, als würde sie nie mehr entschwinden und nie zu überwinden sein. Und diese Müdigkeit, das empfand sie deutlich, war über sie gekommen bei diesem Schauen und Schauen auf dieses satte, schöne, gütige Land, zu dem sie nicht gehörte und von dem es ihr doch war, als hätte sie es gesehen und dazu gehört vor langen, langen Zeiten, in denen sie nicht von sich wußte.

Was war das? Wie konnte das so über sie kommen? Warum sprach dieses Land zu ihr, als gehöre sie hierher und wäre in ihre Heimat gekommen, während doch der Zug sie erst vor einigen Tagen zwölf Stunden weit vom Norden hierher gebracht und sie nie früher hier gewesen war und vielleicht nie wieder hierher zurückkehren würde? Warum hatte sie sich so gesehnt nach dieser Reise und fühlte ein so schmerzliches, frohes Genügen, da sie hier war? Nein, sie wollte nicht so schlaff im Schatten sitzen bleiben, sie wollte aufstehen und in die Sonne gehen und sich ganz durch und durch wärmen lassen.

Sie sprang auf. Man sah, sie war schlank und jung, und es war Willenskraft in ihren Bewegungen. Die Sonne lag auf der Kirchenschwelle und der Stein glühte. Mit ein paar Schritten war sie da und setzte sich auf die Schwelle. Und die Sonne schien auf sie nieder und wärmte sie durch und durch und löste alles, auch ihre Thränen. Die tropften

und tropften ganz still, wie ein kleines Rinnsal fließt. Sie trocknete sie nicht ab und rührte sich nicht. Sie ließ sich nur erwärmen und erweichen. Sie wußte nicht, warum sie nachgab, es war ihr nur wohl dabei.

Da scharrte etwas auf dem Sande der Straße und ein Getrappel kam näher wie von Hufen. Sie trocknete rasch ihre Augen und zog den Schleier vor, so konnte es niemand sehen, wenn sie wahrscheinlich rot waren. Das Scharren und Trappeln klang lauter, aber es zeigte sich noch nichts. Sie wollte gerade aufstehen und gehen, denn nun war es ihr doch zu heiß in dieser guten Sonne, da tauchten zwei Pferdeköpfe über dem Straßenrand auf. Bald war auch der Kutscher sichtbar und hinter ihm der offene viersitzige Wagen, den er lenkte. In demselben saßen ein Herr und eine Dame, und auf dem Rücksitz lag einiges Gepäck. Da war es besser, sitzen zu bleiben, wo man saß, bis die Leute vorbei waren.

Mit bayerischer Bedächtigkeit kutscherte der blonde dicke Bauernbursche auf dem Bock seine zwei Gäule aufwärts. Endlich war man doch droben und verpustete sich vorläufig im Schritt. Im Wagen saß ein elegantes Paar, das sehr miteinander beschäftigt schien. Es war ein junger blonder Mann, schlank, mit regelmäßigem Gesicht und blondem Schnurrbart am Anfange der Dreißiger und eine Dame im

selben Alter, auch blond, auch groß, von jener Zeichnung der Gesichtslinien, die gleich in die Augen fällt und vorzugsweise „Schönheit“ genannt wird, weil sie in die Entfernung und auf alle wirkt. Die beiden saßen nahe beieinander, mit einem Lächeln und einer Haltung, als hätten sie sich eben geküßt und seien auseinandergefahren, da nun die Häuser und die Blicke hinter den Fenstervorhängen anfangen.

Das junge Mädchen auf der Kirchenschwelle blickte in den Wagen, als er an ihr vorbeikroch — und schlug mit einer plötzlichen raschen Bewegung ihren Sonnenschirm auf. Durch diese Bewegung veranlaßt, sah die Dame im Wagen nach der Seite, wo die andere saß, machte noch eine halbe unwillkürliche Bewegung und sah noch einmal zurück. Aber nun war auch der Wagen vorüber und sie wandte sich zu ihrem Begleiter mit einer raschen Kopfbewegung, als ob sie ihm etwas erzähle.

Die andere auf der Kirchenschwelle aber sah ihr nach, bis der Wagen immer kleiner und kleiner wurde auf der breiten Straße zwischen den altertümlichen Häuserpalästen und endlich nur noch ein Punkt war. Sie sah ihr nach mit einem eigenen Lächeln, worin nichts von Bitterkeit und nichts von Neid war und mit einem Funkeln von Thränen in dem langen ausdrucksvollen Blick, der deutlicher als Worte sagte: Die ist die Glückliche!

Dann stand sie auf und ging langsam in die Stadt hinein. Und wie sie so ging, verschwand auch ihre Niedergeschlagenheit. Es gab so viel zu sehen, was ihr neu war, und es dünkte ihr, als habe sie nie etwas so Schönes gesehen. Warum ihr alles so schön vorkam, das verstand sie nicht; es war ja nur ein ganz kleiner Ort, auf einer schmalen Höhe gelegen. Die Luft duftete von Blüten und war so weich und lind wie eine streichelnde Hand. Und die hohen vornehmen Häuser mit den spitzbogigen Laubengängen sahen stumm rechts und links von der königlich breiten Straße auf sie herab. An den schmalen Quergäßchen zur Rechten konnte sie sehen, daß die stolzen Häuser rückwärts steil in die Tiefe abfielen, als hätten sie mehrere Stockwerke unterirdischer Keller, oder als seien sie geradewegs aus dem Felsen in die Höhe gewachsen. Schlinggewächse kletterten an diesen hohen glatten Wänden empor, und in kleinen, unter den Mauern noch tiefer in die Tiefe abfallenden Gärtchen flatterte die Wäsche. Friedlich und still war alles, kein Wagenrollen, kein Rufen, nur von Strecke zu Strecke mitten auf der Straße ein plätschernder Brunnen.





II.

Von einem der vornehmsten dieser vornehmen Häuser sah das Wirtshauschild herab und sie ging hinein. Sie fragte nach einem Zimmer, und die Wirtstochter, sauber, hübsch und freundlich, führte sie durch einen hohen gewölbten Gang und über einen ganz kleinen Hof, hinter dem man auf eine weite Terrasse hinaussah. Diese war von hohen, be-
rankten Mauern eingeschlossen und mußte steil abfallen, denn ein herrliches weites Landschaftsbild dehnte sich hinter ihr mit Höhen und Senkungen und gelben Feldern ganz in silbernem Dufte. Und gleich darauf umging sie im Weiterschreiten ein halbdunkles kühles Gewölbe, in welches das Licht herabfiel über eine hohe, breite Treppe mit prächtigem Geländer von geschmiedetem Eisen, die, wenn man den Blick an ihr hinaufschweifen ließ, schier in den Himmel emporzustei-
gen schien. Je höher sie mit ihrer freundlichen Begleiterin diese Treppe

hinanstieg, von der sich rechts und links die verschiedenen Stockwerke mit Gängen und eisernen Verschlussthüren abzweigten, desto schmaler wurde sie, bis endlich über ihren Häuptern nur noch eine halbrunde Wölbung zu sehen war, gleich wie in einem engen Schachte, worin eine schmale Stiege hinaufführt. Ehe sie aber da hinauffstiegen, machte die hübsche Wirtstochter eine Wendung, trat durch eine aus Pfeilern gebildete Thüröffnung ohne Thüre, und plötzlich befanden sich beide an einer breiten Ballustrade mit rundbölgigen, breitknaufigen kurzen Säulen, die hoch am dritten Stock im Viereck um einen großen Hof herumlief.

Wie in einen tiefen Brunnen schaute man in den Hof hinab, und die Fremde blieb überrascht stehen und fragte erstaunt: „Aber was ist denn das hier für ein alter Palast?“

„Hier war früher die Mauth,“ antwortete die Wirtstochter, ohne die geringste Empfänglichkeit für das bewundernde Erstaunen der Nordländerin zu verraten. Und sie schloß eine der an diesem offenen Gange gelegenen Thüren auf.

„Das ist das Zimmer,“ sagte sie, sah nach, ob Wasser im Wasserkrug und in der Karaffe war, legte ein Handtuch hin, lächelte mit ihrem freundlichen Kinderlächeln und verschwand.

Die Fremde blieb allein zurück und sah sich fast scheu um in dem riesigen, viereckigen Gemache mit den wenigen altertümlichen, mit rotem Leder bezogenen Möbeln und dem

gewaltigen Bett. Sie hatte erwartet, in eines der kleinen, engen Stübchen gesteckt zu werden, wo man alleinstehende Damen hinbefördert, und fühlte sich ganz verloren in diesem weiten Saal.

Die schneeweiße Pracht des Bettes mit den großen, schönbestickten Kopfkissen und dem riesigen Ueberpfühl machte ihr fast bang. Wie war hier alles reichlich und auf die Dauer und das gediegene Behagen eingerichtet, und was war dies doch für ein merkwürdiger Ort!

Aber bleiben mochte sie nicht in dem großen leeren Raum. Ein Gefühl von Verlassenheit kam über sie, und rasch war sie wieder zur Thüre hinaus, als könne man sie sonst hier vergessen. Nun stand sie wieder auf dem breiten Bogengang, lehnte sich an eine der Säulen und schaute in den Hof hinab. Doch eine rechte Ruhe hatte sie dabei nicht; es war ihr, als ob jemand in der Nähe sei oder ein Paar Augen sie betrachteten. Sie sah hinunter in die Fenster drunten und hinauf zu den Fenstern droben, aber alle waren leer. Wie aber ihre Augen anfangen, an dem offenen Bogengang herumzuwandern, fuhr sie fast zusammen, — ganz so wie sie an eine der Säulen gelehnt, stand die Dame, die vorhin im Wagen an ihr vorbeigefahren war und betrachtete sie.

Ein Gefühl von Verlegenheit überfiel das einsame Mädchen. Ihre Augenwimpern zuckten und senkten sich.

Aber die andere lachte mit ihrem schönen Gesicht und nickte ihr zu, und da sie beide ziemlich nahe beieinander an einer der vier Ecken des Säulenganges standen, konnte sie sehr gut verstehen, wie die andere mit voller, klingender Stimme ihr zurief: „Bist du's denn wirklich, alte Lotte!“

„Ich bin's schon!“ rief sie zurück. Und ein bißchen leiser und bitterer kam's dann: „Und alt bin ich auch schon!“

„Nein, Lottchen,“ kam es mit noch lauterer und klingenderer Stimme: „So hab' ich's ja doch nicht gemeint. Gleich mußt du empfindlich sein. Weißt du, du warst ein langes, dünnes Ding von zwölf Jahren, als du mit deiner Geschicklichkeit in die erste Klasse kamst, und da war ich schon fünfzehn.“

Pause, ein plötzliches Schweigen von beiden Seiten. Die schöne Dame schien nicht zu wissen, wie sie das Gespräch, in das sie so auf einmal hineingeraten, festhalten sollte. Denn ihr war eingefallen, daß sie mit Lottchen nur ein Jahr zusammen in der Schule gewesen, und seitdem waren zwanzig Jahre vergangen.

Und „Lottchen“ lag es im Kopfe, daß die andere sie „Du“ und mit dem Vornamen angeredet hatte, und sie wußte nicht, wie sie ihr antworten sollte. Mit dem Familiennamen ging es nicht und auf den Vornamen der schönen Mitschülerin konnte sie sich nicht gleich besinnen — und dann

war da noch ein Umstand dabei, sie erinnerte sich nur nicht im Augenblick, welcher.

„Ja, so kann es gehen,“ fing die andere auf einmal ganz munter wieder an. „Nun bin ich gleich über Sie hergefallen, als ob wir uns gestern erst getrennt hätten. Aber“ — sie zögerte ein wenig — „ich wußte nur noch den Vornamen Lottchen und Sie . . . ja, oder sollen wir nicht lieber du sagen? Also, Sie oder du sahen in dem Augenblicke gerade so aus, wie . . . na eben wie das scheue, liebe Ding, das ich großes Mädchen damals bemutterte.“

Das Lottchen antwortete nicht gleich etwas. Ihr standen Thränen in den Augen, sie mußte sie erst hinunterschlucken, damit ihre Stimme klar wurde. Aber wie sie schluckte, kamen immer mehr nach, und auf einmal fingen sie an, ihr aus den Augen zu rollen.

Die andere sah sie an und wartete auf Antwort, und als die Antwort in dieser Weise kam, wurde sie verlegen. Lottchen fuhr sich halb verstoßen mit der Hand übers Gesicht und suchte dabei die Tropfen unbemerkt beiseite zu bringen. Das mißglückte wegen der Reichlichkeit derselben, und die verlegene Pause wurde länger.

„Ja, Weinen ist auch meine Specialität,“ kam es von den schönen Lippen der schönen Dame in etwas heiserem Tone. „Warum soll man denn daraus ein Geheimniß

machen? Daß du nun aber aus Freude über das Wiedersehen mit mir weinst . . . du Lottchen, sagen wir einfach du“ — sie beugte sich über die Ballustrade und blickte sie gutmütig an — „das glaube ich doch nicht. In Trauer bist du auch nicht . . . Nein, nun red' ich immer dümmner,“ unterbrach sie sich selbst.

Lottchen war es nun geglückt, ihre Thränen notdürftig hinunterzubringen. Sie schluckte noch ein paarmal und sagte dann mit einem entschiedenen Anlaufe zu deutlicher Rede: „Es ist dies Land, es ist diese Landschaft . . . ich muß schon den ganzen Vormittag weinen. Ist es nicht sonderbar? Zu Hause hieß es immer, ich sei hart; worüber die anderen weinten, das rühre mich nicht, worüber sie lachten, darüber könne ich auch nicht lachen . . .“

„Gehst es dir auch so?“ fragte die Schöne. „Weißt du, als mein Mann starb und die ganze Verwandtschaft bei dem Begräbniß in Thränen schwamm . . . und ich hätte weinen mögen, aber es kam nichts. Nicht nur meine Augen blieben trocken, auch meine Seele blieb trocken. Es war alles wie gebunden. Und doch muß ich manchmal weinen, wenn bloß ein warmer Regen fällt, oder bei irgend einem Ausblick in einem schönen milden Licht . . .“

Sie bemerkte das unsichere Erstaunen und den etwas altjungferlichen Blick, mit dem die andere sie betrachtete und

unterbrach sich. „Ja so, also du weißt doch, daß ich verheiratet war .?“

„Freilich,“ kam es eifrig aus Lottchens Munde. „Damals waren ja alle Schulmädchen ganz außer sich über die gute Partie, die du . . . die Sie gemacht hatten, und gleich mit achtzehn, neunzehn Jahren.“

„Ja, nun ist er tot, der Mann der guten Partie,“ sagte jene in einem eigenen Tone, „und ich war drei Jahre lang Witwe mit zwei großen Söhnen, die mir nicht gehörten und die der Vater selbst ins Kadettenkorps gesteckt hatte. Und seit einem Jahre bin ich wieder Frau. . . und zum erstenmale Frau. Du weißt nicht, was das ist, Lottchen, denn ich kann dir ansehen, daß du unverheiratet bist . . .“

Sie stockte, denn sie fühlte, daß sie etwas Kränkendes gesagt hatte, und wußte nicht, wie es wieder gutmachen. Die beiden standen da und empfanden dies Gespräch immer mehr als ein reines Mißgeschick. Seit sie als Kinder in derselben Stadt aufwuchsen und endlich auf kurze Zeit Mitschülerinnen wurden, hatten sie sich nur noch bei öffentlichen Veranstaltungen, auf Bällen, Bazaren und dergleichen gesehen. Die schöne Anna von Leitsheim war dabei immer die Gefeierte und eine der ersten Damen gewesen. Um Lottchen hatte sich niemand gekümmert. War es gerade auf einem Balle, so schickte ihr Anna einige ihrer überflüssigen Tänzer zu, aber

das war denen keine Freude. Auch Lottchen war es keine Freude, wenn sie auch Anna dankbar war, daß sie ein menschliches Mitleid mit ihrem vielen Sitzenbleiben hatte. Dann hatte Anna eine der großartigsten Hochzeiten, die in der üppigen Handelsstadt gefeiert worden, und Lottchen war auch unter den Zuschauern, wenn auch nicht unter den Eingeladenen bei der Trauung. Und jetzt war der große, vornehme und unnahbare Herr, der Anna zum Altar führte, tot und seine Witwe sprach von ihm — so! Lottchen fühlte die Fremdheit dieser Welt und die Kleinheit ihrer eigenen und beides that ihr weh. Ihr that überhaupt seit einiger Zeit das Allermeiste weh, — einfach weh, ohne daß ein Gefühl von Bitterkeit und Neid sich hineingemischt hätte. Sie wunderte sich selbst darüber und hielt ihren kleinen müden Kopf gesenkt, während sie, fast unbewußt, darüber weiter grübelte.

So sah sie nicht, daß jemand dazugekommen war, nämlich der zweite Gatte der schönen Anna. Und wie sie so mit gesenktem Kopfe da stand, hielt die schöne Anna diesen unbewachten Augenblick für geeignet, dem Ankömmling ihre Lippen entgegenzustrecken. Das hatte die Folge, daß derselbe gleich von ihnen Beschlag nahm. Und wie nun Lottchen auf sah, erblickte sie wieder dasselbe, wobei sie die beiden im Wagen ertappt hatte: nämlich ein küssendes Paar. Das

war zu viel für Lottchen. Sie benutzte den Augenblick, wo sich niemand um sie kümmerte und huschte in ihr Zimmer zurück. Und als die schöne Anna ihren Gatten abwehrte, weil ihr etwas spät einfiel, daß ja das Lottchen zusah, da war diese bereits verschwunden, und Anna fühlte einen kleinen Stich inwendig und war nicht mehr so gut aufgelegt und so rückhaltlos glücklich wie vorher.





III.

Lottchen aber saß in ihrem Zimmer, und es fror sie wieder, und ein schreckliches Gefühl von Verlassenheit lag über ihr. Nun hatte sie diese zwei Tage, wo sie sich von ihrer Reisegefährtin freigemacht, und wußte nicht, was mit ihnen anfangen. Sie war in Begleitung einer Patrizier-tochter aus ihrer Heimatstadt am Meere auf die Reise gegangen, was für sie eine Ehre und Auszeichnung war. Diese Patriziertochter, vom gleichen Alter wie Lottchen, hatte viele geistige Interessen. Von Zeit zu Zeit machte sie ein Gedicht, das ebenso gut hätte gedruckt werden können wie andere gedruckte Gedichte. Auch nahm sie beständig Zeichen- und Malunterricht und zeichnete auch gar nicht übel Porträts, die alle denselben zugeknöpften und abweisenden Ausdruck hatten wie ihr eigenes Gesicht. Sie war Mitglied eines Vereins „Kinderhort“ und besuchte die in Privatpflege ver-

teisten Säuglinge ein paarmal im Monat, wobei sie ohne Ansehung von Regen und Schnee die weitesten Wege ging, um sich mit der Pflegerin über die rationellste Weise der Kinderernährung auszusprechen. Lottchen war auch ein paarmal mitgenommen worden, um sich möglicherweise an der erfahrenen Hand ihrer Freundin zu einem Vereinsmitgliede auszubilden. Aber ihr hatte das Herz so schrecklich wehgethan bei dem Anblick dieser rationell bewirtschafteten Säuglinge, daß es ihr nicht möglich gewesen war, wiederzukommen, worauf man sie in Kinderhortkreisen hatte verstehen lassen, daß sie „lieblos“ sei. Auch einem Verein zur religiösen Erbauung und Diskussion gehörte ihre Freundin an, und sie hatte sogar eine Abbildung des Schweißtuches der heiligen Veronika über ihrem Bette hängen. Auch in diesen Verein war Lottchen öfters mitgenommen worden und auch hier ohne triftige Entschuldigungsgründe weggeblieben, worauf hinter ihrem Rücken, doch so, daß sie es hören konnte, gesagt wurde, daß sie „glaubenslos“ sei.

Die Freundin erbarmte sich noch einmal und suchte sie wenigstens künstlerisch zu wecken, indem sie sie zu einem Vortragsschluß einer jüdischen Frau Professor über den griechischen Baustil mitnahm. Dies war eine sehr gütige Handlung, denn hier versammelten sich die jüngeren und älteren Damen des Adels und der ersten städtischen Geschlechter,

sogar ein paar unverheiratete Privatdocenten hörten zu, um von der Klarheit des Vortrages der gelehrten Jüdin für sich und ihre eigene Klarheit etwas zu gewinnen. Aber Lottchen konnte Stimme und Blicke dieser weiblichen Leuchte nicht länger als zweimal ertragen und blieb fort, obgleich sie den Cyklus mit ihrem eigenen wenigen Gelde bezahlt hatte. Dafür aber wurde sie das ganze Jahr hindurch in so und soviel Familien des Adels und der ersten städtischen Geschlechter nicht mehr eingeladen. Auch ihre Freundin wurde merklich fühlbar und sagte ihr, man wundere sich, wie wenig Bildungstrieb sie habe. So war es ein großes Glück, daß die Freundin doch wieder so gutherzig war, daß sie Lottchen als Reisebegleiterin mitnahm, wofür Lottchen gern eine Reihe Sparkassenscheine verkaufte, die sie so nach und nach während ihrer Kindheit von ihrer Tauspatin erhalten hatte. Damit und mit ihren eigenen kleinen Ersparnissen, die sie als Musiklehrerin gemacht, ließen sich die Reisekosten leidlich decken, wenn man sehr sparte — denn ihre Eltern gaben nichts „zum Verreisen“ her, obgleich sie das einzige Kind war.

Nun waren sie stadtaus, stadtein gelaufen, um alle Museen und Kunstsammlungen zu betrachten, wobei ihre Freundin sich streng an den Bädeler hielt und alles bewundernd beguckte, was der Bädeler mit Sternchen versehen hatte. Lottchen aber fand meistens das schön und merkwürdig,

wobei keine Sternchen standen, und hätte vor manchem alten Bauwerk und in manchem engen Gäßchen nord-, mittel- und süddeutscher Städte gern verweilt, wo es sich für ein gebildetes junges Mädchen nicht einmal schickte, einen Blick hineinzuwerfen. So machte sie's in Hamburg, in Köln, in Frankfurt, in Regensburg, während sie weder vor dem Kriegs-, noch vor den Bismarck-Denkmalern, noch vor der Walhalla oder der Ruhmeshalle die rechte Hingerissenheit bekundete.

Darüber wurde das Verhältnis zur Freundin ganz unerträglich, und als diese in München einer Frauenversammlung beizuhören wollte, streifte Lottchen ganz.

Da sagte ihr die Freundin, daß sie „stumpf“ sei und als beide vor dem Brunnen standen, wo ein nackter liegender Mann von einer Schlange umwunden und in Ermangelung von Gift mit Wasser von ihr bespieen wird, zankten sie sich so gründlich über den Wert dieses Kunstwerkes und die Bedeutung der Frauenversammlungen, daß beide in der Abenddämmerung auseinander liefen, wobei Lottchen das Handtäschchen mit dem Geldbeutel und die andere den Plan von München davontrug. So kam denn jene ziemlich bald, aber ohne Möglichkeit, sich satt zu essen, im Hotel Leinesfelder an, während Lottchen lange und in den verschiedensten Richtungen umherirrte, bis endlich ein barmherziger Schutzmann sie in den rechten Spurwagen setzte und ein barmherziger Schaffner

sie an der rechten Stelle hinausbeförderte. Unterwegs aber hatte Lottchen an irgend einer Kirche etwas über eine Wallfahrt nach Altötting gelesen, und da die Freundin dafür nicht mitzubringen war, fuhr sie allein hinaus.

Indes das Alleinsein war auch so schrecklich trostlos; aller Entschluß, aller Wille verließ einen, man war wie gelähmt. Lottchen dachte an die „energischen Persönlichkeiten“, die sie unter den vielen Berufsdamen ihres Umgangs kennen gelernt hatte. Die waren wie ein aufgezoogenes Uhrwerk, und ihre Exaktheit wurde durch kein Zögern, kein Schwanken, keine Unentschlossenheit gestört. Aber die eigentlich „bedeutenden Frauen“ waren wie Automobile. Man brauchte sie nur mit irgend etwas zu füllen, mit einer sozialen Frage oder mit einem wissenschaftlichen Beruf oder sonst einer Aufgabe, dann rasselten sie herum, ungeschert und ungeniert, über alle Straßen und Plätze, in der ganzen Oeffentlichkeit. Man hörte sie von weitem und lange noch, nachdem man sie nicht mehr sah, und die Schlagworte stießen sie ganz so melodisch aus, wie die Automobile ihre Warnungssignale. Sicher und selbstbewußt tauchten sie überall auf, wo niemand an sie dachte, nahmen jeden Platz ein, der ihnen gefiel und schnaubten dem stillen Lustwandelnden schon aus weiter Ferne zu: Aus dem Wege!

Lottchen war über diesen Betrachtungen etwas munterer geworden. Sie wollte nicht so dazigen und die Zeit vertrödeln. Sie wollte sich an den Automobilen ein Beispiel nehmen und sich in Bewegung setzen. Zuerst wollte sie es machen wie andere selbständige Damen, — ohne Scheu ins Speisezimmer gehen und sich etwas zu essen geben lassen. Und das wollte sie gleich thun, ehe ihr der Mut verging. Und sie wollte sich gar nicht genieren, so lange an ihr Glas zu klopfen und zu rufen, bis jemand sie beachtete. Und sie setzte sich auch gleich in Bewegung. Es war eine langwierige und schwierige Sache, sich über die verschiedenen Treppen, Gänge und Höfe zurechtzufinden. Endlich war sie doch auf ebener Erde, tastete sich durch ein fast dunkles, nach Bier riechendes, kaltes und feuchtes Gewölbe, sah ein Stückchen Steinpflaster unter sich, ein Stückchen Himmel über und eine Thüre vor sich, drückte auf die Thürlinke — und befand sich in der Küche.

Hier stand an dem mächtigen Herd vor vielen riesigen Kesseln und Töpfen eine stattliche Frau, warf strenge Feldherrnblicke nach allen Seiten, holte mit einer langen Gabel bald aus diesem, bald aus jenem Topfe große Fleischstücke, schnitt mit einem langen Messer davon ab, legte die Stücke auf längliche Schüsseln und goß mit einem großen Schöpflöffel Sauce darüber. Die Schüsseln schob sie dann mit

überlegener Handbewegung den aufwartenden Mädchen um sie herum zu. Sie war eine sehr große und dicke Frau, hatte hinten an der Schürze einen mächtigen Schlüsselbund und versperrte Lottchen den ziemlich engen Durchgang, der um den Herd herum zu der Thüre führte, durch welche die bedienenden Mädchen in die Wirtsstube gingen, worin man nur biertrinkende, rauchende Männer sitzen sah. Lottchen wagte nicht, sich an ihr vorbeizudrücken und wurde ganz verblüfft, als die Dicke plötzlich das in der Küche herrschende Schweigen unterbrach und ihr mit voller Stimme zurief: „Was möchten S'?“

„Etwas zu essen haben möchte ich,“ antwortete Lottchen schüchtern.

Die Dicke sah sie mit wohlwollendem Zweifel an. „Da, setzen S' sich daher“, sagte sie dann und wies auf einen Seitentisch, wo allerlei Salatnäpfchen in Reih und Glied standen. „Hier thut sich's am besten.“

Lottchen setzte sich verwundert, aber gehorsam hin. Ihr war noch nie in der Küche gedeckt worden. Während sie aß, sah sie, daß durch ein Schiebefenster Speisen in ein Nebenzimmer gereicht wurden, wo die schöne Anna mit ihrem aufmerksamen und verliebten Gatten an einem weißgedeckten Tische saß.

Die dicke, majestätische Wirtin entpuppte sich jedoch unter der Mahlzeit als eine freundliche Frau, die mit dem einsamen

Mädchen Erbarmen hatte. Sie fragte sie nach dem Woher und Wohin und schien mit Vottchens Auffassungen von Welt, Menschen und der Stadt, in der sie sich befand, nicht unzufrieden. Als dann Vottchen ihr mittheilte, daß sie gekommen sei, um nach Altötting zu gehen, wurde sie ganz mild. Und auf einmal trieb sie Vottchen zum Ausbrechen an: „Schaun S', da geht wieder an Zug Wallfahrer vorüber; man hört's schon von weitem. Da geh'n S' hintennach, da können S' den Weg nit verfehl'n.“





IV.

Der Mond stand hoch und schien durch die Buzenscheiben am eckigen Erker gerade auf das mächtige schneeweiße Bett, worin Lottchen lag. Sie lag ganz still und schaute hinauf in das weiße Licht, das sich in den runden dicken Gläsern brach. Aber durch eines der Dreiecke zwischen den Bleieinfassungen konnte sie die kleine, runde, silberblanke Kugel ganz ungebrochen in der dunkelblauen Luft schwimmen sehen. Und dies Dreieckchen suchte sie mit ihrem Blick festzuhalten und darum lag sie ganz still. Denn so lange sie den Mond anschauen durfte, war doch eine Nähe da, eine milde, gütige, leuchtende Nähe und sie fühlte sich nicht so verlassen. Allmählich aber wurde es ihr zu heiß unter dem mächtigen Federpfehl und die Müdigkeit, die sie empfunden, ging in Unruhe über.

Sie war von der doppelten Wanderung ganz erschöpft und spät zurückgekehrt. Der Weg war voll gewesen von

Wallfahrern und die Luft voller Düfte. Halb betäubt war sie dahergewandert und hatte sich ganz heimisch und geborgen gefühlt. Im Wirtshaus hatten die alten Weiber sich ihrer angenommen, und wenn sie dabei auch nichts anderes als Brot, Bier und Wurst zu essen erhalten und auch das meiste nicht verstanden, was man an sie hinsprach, so war ihr doch sehr wohl dabei gewesen. In der kleinen übervollen Kapelle waren ihr fast die Sinne vergangen, aber auch darin lag ein so wohlige Gefühl, als ob ein paar weiche Arme sie auffingen. Und dann war sie so übermäßig erstaunt, daß es kein großes und ansehnliches Gnadenbild gewesen, wie sie erwartet, sondern eine ganz kleine, schwarze, unscheinbare und kaum sichtbare Gestalt, die den Blick nicht festhielt, sondern weiterschweifen ließ in das Unsichtbare. Und dann dieser warme Mondschein, der sie den ganzen Weg heimwärts begleitete und alle Düfte löste und die ganze Natur so wach und lebendig machte. In ihrer Heimat hatte sie ihn gefürchtet und nie im Mondschein allein sein mögen, denn sein Licht hatte etwas Kaltes und Feindseliges, und die überlangen gespenstischen Schatten huschten am Boden hin wie böse Geister. Aber hier war er warm, wirklich warm, freundlich wie eine kleine silberne Sonne und er verzerrte und verrenkte nichts und trieb keinen Spuk wie im Norden.

Recht traulich und wohlige hatte sie sich in allem gefühlt.

und noch etwas mehr hatte sie empfunden, was sie nicht sagen konnte, wovon sie nicht wußte, was es war. Auch die zahlreichen Nonnen, die paarweise auf allen Wegen zu sehen waren, hatte sie betrachtet — und es war ihr aufgefallen, wie schön die meisten gingen. Ganz munter und vergnügt hatten sie miteinander geplaudert, und rotwangig sahen die meisten aus. Und Lottchen waren auf einmal die Thränen in den Augen gestanden bei dem Gedanken, daß die doch nicht allein waren. Die kannten nicht die Einsamkeit und das Alleinstehen und den schrecklichen Druck, unter dem man sich manchmal ganz krumm fühlt und als ob man dahinschleichen müßte an den Wänden. Die hatten nicht für alles und jedes immer gleich die Verantwortung auf sich selbst zu nehmen, während man doch in das Allermeiste hineingesetzt und hineingezwungen ist, ohne oder wider seinen Willen, und doch immer so thun muß, als wäre alles freie Selbstbestimmung. Aber besonders, daß sie so schön gingen in ihren schönen faltigen Kleidern und Schleiern, während man jetzt in seinen modernen Kleidern meistens lächerlich und geschmacklos aussieht, — das ging Lottchen noch lange im Kopf herum . . .

Sie war plötzlich aus dem Bett, sie wußte kaum, wie das zugegangen; ihr war so heiß, so sonderbar. Ein heftiges Verlangen nach frischer Luft kam über sie. Sie tastete herum

im Mondschein nach ihren Kleidern und versuchte die Fenster aufzumachen. Aber die waren zu hart zugeschlagen worden, und Lottchen, die mit jeder Bewegung wacher und unruhiger wurde, bekam die größte Lust, hinaus auf den seltsamen Säulengang zu gehen, der sich um den Hof zog. Ein bißchen scheu schlüpfte sie in ihre Schuhe und zog ihren Regenschirm über. Zu Hause würden ihr solche Narrenspässe nicht erlaubt werden.

Leise machte sie die Thüre ein kleines Ritzen breit auf. Eine milde Kühle wehte ihr entgegen, und das leuchtende Mondlicht strömte ihr so voll und blendend zu, daß ihr fast das Sehen verging. Weißer als Schnee leuchteten die kurzen Säulen und die gefalkten Mauern des Bogenganges — und mitten in all dem Weißen, Leuchtenden rührte sich etwas anderes Weißes, undeutlich und seltsam.

Lottchen wollte sich scheu zurückziehen, aber da sagte eine volle, klingende Stimme:

„Nein, Lottchen, bleib da! Geh's dir ebenso, wie mir?“

Und gleichzeitig bewegte sich das Fremde, Undeutliche näher, und Lottchen erkannte die schöne Anna, die jetzt schöner war als je in ihrem losen, blonden Haar und dem losen, blauen Morgenkleid, das dunkel leuchtete wie das tiefe Blau des Himmels zwischen den silberweißen Spitzen, auf die das Mondlicht fiel.

„Kannst du auch nicht schlafen?“ fragte die schöne Anna. Und als Lottchen den Kopf schüttelte, fuhr sie fort: „Da bleib' hier bei mir. Ich hab' so vieles, worüber ich reden muß . . . worüber ich reden muß!“ wiederholte sie heftig.

Lottchen wurde ganz verwirrt, daß diese schöne, glückliche Frau draußen in der Nacht stand und mit ihr, Lottchen, reden wollte.

„Ja, du wunderst dich wohl, daß ich nicht mit meinem Manne rede,“ sagte Anna geradeaus. „Aber der schläft. Du kannst dir nicht denken, wie so ein Mann schlafen kann. Ich habe vorhin schon recht an ihm gerüttelt, aber da fuhr er gleich ganz außer sich auf, als er mich so dastehen sah, und fragte, ob mir unwohl sei und wollte gleich aufspringen. Aber wie er sah, daß mir nichts fehlte und ich anfang, mit ihm zu reden, da sagte er »Ja« und »Nein« und »Nein« und »Ja«, ganz gedankenlos, und da dauerte es auch nicht lange, so hörte ich ihn leise und gleichmäßig atmen, und er war ganz verstohlen eingeschlafen. Ja, siehst du, Lottchen, so sind die Männer, auch die besten. Wenn man was auf dem Herzen hat, dann sind sie nicht zu finden. Haben sie nichts anderes vor, so müssen sie notwendig schlafen. Da hab' ich denn was übergezogen und bin hier heraus, und jetzt kommst du, gutes Lottchen . . . und dir geht es auch nicht anders, obgleich du keinen Mann hast und nicht das erwartest, was ich erwarte . . . das erste Kind der Liebe.“

Lottchen wurde es ganz wunderbar. Ihr war nicht anders, als wenn sie in der Luft schwebte und vergebens nach einem Boden unter ihren Füßen tastete bei diesen vertraulichen Mitteilungen. Ihr reinliches Gemüt hatte sich immer jungfräulich gehalten in allen Gedanken, und ihr wurde ganz scheu und ängstlich bei der Erwägung, was etwa nach dieser Einleitung Anna noch alles einfallen könne, ihr anzuvertrauen.

Anna sah denn auch ganz so aus, als ob sie Lottchen ihre Befürchtungen vom Gesicht läse.

„Du, Lottchen,“ sagte sie und strich ihr mit der Hand gönnerhaft über das ordentlich in einen Zopf von bescheidener Länge und Dicke geflochtene Haar, „sei nicht so zipp, dazu bist du wirklich schon zu alt. Laß mich doch zu dir sprechen, da ich es so nötig habe. Schließlich haben wir Frauen alle manches, was keinen Mann interessiert und worin nur wir uns untereinander verstehen.“

„Und so etwas habe ich heute erlebt, ganz still und an der Seite meines Mannes und ohne daß er etwas davon merkte. Es ging mir so durch und durch wie ein warmer Strom, und ich werde es auch nicht wieder los werden. Und weißt du, was das Seltsame dabei war? Es war mir, als ob ich zum erstenmale in meinem Leben dabei fühlte, daß ich Mutter sei . . .“

„Aber, Anna,“ unterbrach Lottchen sie vorwurfsvoll, „du hast doch schon zwei Söhne, und weißt ja noch gar nicht, ob . . . ob . . .“ Lottchen schwieg verlegen.

„Das ist es ja eben!“ rief Anna heftig. „Ich habe schon zwei Söhne und noch nicht einmal gefühlt, was ich heute fühlte für dies Kindchen, das noch nicht geboren ist, und doch sind meine beiden Söhne schon zwölf und vierzehn Jahre alt. Und doch habe ich sie auch lieb gehabt, wenn sie mich auch manchmal ansahen, schon als sie noch klein waren, mit dem Blick ihres Vaters, der mir immer fremd geblieben.“

„Warst du denn nicht glücklich verheiratet?“ warf Lottchen ein und fühlte sich recht ungeschickt dabei.

„Glücklich verheiratet?“ wiederholte die andere ungeduldig. „Ich war gut verheiratet. Wenn ich nur über das geringste zu klagen gehabt hätte, wenn mir nur etwas abgegangen wäre! Aber weißt du, an unserer Thüre stand: Betteln verboten, und unten am Hauseingang stand das auch. Und doch sah ich überall auf den Straßen die armen kleinen abgemagerten Kinder herumlaufen, die nie zu mir kommen und betteln durften und zu denen ich nie gehen durfte, denn wir zahlten ja für ein halb Duzend Wohlthätigkeitsanstalten, und außerdem mußte ich mich mehrmals im Jahr recht verführerisch machen, um auf Wohlthätigkeitsbazaren für Asyl- und Versorgungsanstalten den Herren, die es hatten, und denen, die

es nicht hatten, das Geld aus der Tasche zu ziehen. Aber in unmittelbare menschliche Berührung mit den armen Geschöpfen, für die das Geld zusammengebracht wurde, kam ich nie.

„Und doch war es mir manchmal, als seien diese armen, schmutzigen, hohläugigen Kinder, die zuweilen mit irgend einem kleinen Verkaufsgegenstand neben meinem Wagen herliefen, meine Kinder, die Kinder, die ich selbst geboren und die allem Elend preisgegeben waren, während meine fatten und prozigen Jungen mir ganz fremd vorkamen. Und wenn mein Mann mich in meinen rauschenden Kleidern abends, wenn wir ins Theater gingen, an einem Bettelweib vorbeiführte, das in der Winterkälte an der Straßenecke stand mit einem Säugling auf dem Arm, und ich bat ihn: Gieb ihr was, und er gab ihr nichts, hörte gar nicht, ging vorbei und sah gar nicht hin . . . weißt du, da wurde es kalt zwischen ihm und mir, so kalt, als ob es nie wieder warm werden könnte . . . und es wurde auch nie wieder warm.“

„Aber, Anna, das war doch kein Grund . . .“

„Nein, es war keiner, und es war doch einer. Denn so war er in allem. Er hatte für nichts Sinn als für seine Standesgenossen und für seine Karriere und für sein Wohlergehen. Und so wurden auch die Knaben erzogen. Erst englische Gouvernante und seine Manieren, dann vornehmste

Erziehungsanstalt und feinste Mitschüler. Ich mußte immer schön sein, immer die schöne Frau, immer ein halb Duzend Courmacher, je höheren Ranges, je besser. Dann konnte auch er zärtlich werden, zuweilen ganz verliebt . . . und er schob mich förmlich hin, er verfolgte irgend welchen Zweck mit mir, ich diente für irgend etwas als Lockvogel . . .“

„Aber wie schrecklich, Anna!“ sagte Lottchen ganz entsetzt.

„Ach nein, schrecklich war es wieder auch nicht,“ versetzte die andere gelassen. „Es schien nur immer etwas von mir erwartet zu werden, was ich gar nicht wußte und gar nicht hatte, und da war denn gewöhnlich das Ende vom Liede immer dasselbe lange Gesicht, immer dieselbe plötzliche Lauigkeit meiner Courmacher, und ich merkte, daß es sich gar nicht um mich handelte. Auch mein Mann hatte oft so ein vorbehaltames Gesicht und immer eine Menge Klub- und Herrenabende, zu denen er aus war, und er rückte ja unerhört schnell vor und er war ja einer der fähigsten und korrektesten Beamten. Nur so recht vertraut, so recht wirklich vertraut waren wir nie miteinander, und dann kam eine plötzliche Krankheit, eine heftige Lungenentzündung, von der ich gar nicht begriff, wie er sie sich zugezogen haben könne, und in wenigen Tagen war er tot. Und er schwand von mir weg, wie er neben mir gelebt hatte, ich möchte sagen, ohne daß ich ihn eigentlich gekannt. Es war mir, als hätte

ich keine Erinnerung aus dieser langen Ehe, und sie liegt hinter mir wie ein Nebel. Da kamen dann die drei Jahre, wo ich nur so hinträumte und mich wunderte.

„Und dann kam er,“ — sie machte eine Kopfbewegung nach rückwärts, wo die Thüre zu ihrem Zimmer lag, — „und da war mir's, als ob ich aufwachte und anfang zu leben. Weißt du, die Erde wurde grün und der Himmel wurde blau und die Vögel sangen und in mir sang es alle Tage, als zwischere eine Lerche drin. Und sieh mal: er war mein und ich war sein und es war gar nichts Fremdes, gar nichts zwischen uns, was trennt und fernhält. Er ist hell für mich und es ist nirgendwo ein dunkeler oder geheimnisvoller oder versteckter Punkt; er führt sein einfaches Leben in bescheidenen Verhältnissen und kommt gar nicht recht vorwärts . . . aber ich fühle das als etwas Besseres und Sichereres als das Frühere. Und alles ist gut und der Segen ist nicht ausgeblieben . . . du weißt schon, welchen ich meine. Und dieser süße, liebe, kleine Segen, der läßt mir jetzt keine Ruhe.“

„Aber wie denn, Anna?“

„Ja, könnte ich es sagen! Aber ich war ja keine Mutter für meine beiden Söhne und konnte es gar nicht sein und sollte es gar nicht sein.“

„Aber wie redest du denn, Anna . . .?“

„Ja, du weißt nicht, was ich meine; ich weiß selbst nicht, was ich meine. Es ist so schrecklich schwer zu sagen, es ist, als wollte es nicht hervor. Aber heute, da sah ich etwas und da wußte ich alles, was mir fehlte und was ich haben müsse für dies mein Kind, das ich erwarte.“

Sie schluckte ein paarmal, fuhr mit den Händen unbestimmt herum, schlang sie ineinander und sah hinauf in den Mond, der gerade herunterschien in ihr schönes, aufgeregtes Gesicht und in die blinkenden Thränen in ihren Augen.

„Ich war heute mit meinem Manne in Altötting, weißt du,“ fuhr sie fort, „und wir gingen auch in die Kapelle. Es war Mittagszeit und so kamen wir hinein. Und wie ich mich an das Dunkel gewöhnt habe und mich umsehe, da kommt eine Frau herein, mit einem Kind auf dem einen Arm und einem Korbe auf dem andern. Es war eine ärmliche Frau und es war ein kleiner Knabe von drei, vier Jahren, den sie trug. Sein ganzes Köpfchen war eingebunden, als ob er gefallen sei und sich zer schlagen habe oder sonst recht was Schlimmes habe, was weh thut. Er saß ganz stramm und brav auf ihrem Arm und hatte seine Händchen zum Gebet mit allen zehn Fingern aneinandergestückt und die Frau kniete mit ihm vor der Muttergottes. Diese Händchen mußte ich immer ansehen, denn in diesen zwei kleinen Händchen lag eine solche Andacht und so ein großes Vertrauen, und da

sagte ich mir: Was hast du deinem Kinde zu geben, wenn du ihm das nicht zu geben hast?"

Sie hielt inne, denn ihre Stimme war nicht mehr klar. Und auch Lottchen schwieg, denn sie schluckte an ihren Thränen.

„Siehst du nun, daß wir uns verstehen?“ fing Anna nach einer kleinen Weile an.

Sie kam aber nicht weiter, ihr ganzer Körper fing plötzlich an zu zittern wie in einem leisen Krampf. Lottchen umfaßte sie erschrocken, hielt sie fest, drückte sie an sich, streichelte sie über Wangen, Schultern, Arme und fühlte dabei etwas Nasses, Warmes an ihren eigenen Händen, ihrem Halse herabrieseln, ohne daß sie sich in ihrer Angst und Verstörtheit recht bewußt wurde, daß das der schönen Anna strömende Thränen waren. So standen beide eine Zeitlang und Lottchen hatte genug zu thun, mit ihren ungewöhnlich dünnen Mädchenarmen die Last dieses schönen, schweren, üppigen Körpers aufrecht zu erhalten. Endlich holte Anna tief Atem und richtete sich auf.

„Verstehst du, Lottchen,“ fing sie mit erstickter Stimme an, „daß es mir um das Kind ist, daß es nicht wird wie seine Geschwister. Noch ehe es geboren ist, möchte ich es in ein Paar hütende Arme legen, in Mutterarme, die mehr sind, als meine. Das kam über mich, wie ein Gedanke in einer großen Helle, als ich in der Kapelle der Mutter über alle

Mütter stand. Und nicht nur mein Kind, das wäre so schrecklich erbärmlich selbstsüchtig: alle die armen, verfrorenen, verhungerten, mißhandelten Kinder, die mir auf meinem Wege begegnet sind! Wenn ich sie sehe, zuckt es in mir, als litte mein eigenes Kind Schmerzen dabei. Sieh, wir sind alle so hart und werden so hart gemacht, und das Leben rennt an uns vorbei und wir rennen mit, bis uns Hören und Sehen vergeht und wir keine Erinnerung und keine Empfindung und nichts haben. Und das nennen wir dann, gelebt haben. Und so war auch mein Leben, bis Er kam, der Siebenschläfer drinnen, der mich liebte, nicht weil ich schön war und weil ich eine gute Partie war und weil er mich anderen abjagen konnte, sondern er liebte mich, weil ich so war, wie ich war, und nahm mich weg von allem, was ich zu bieten hatte, und ich liebe ihn, weil er der ist, der er ist und mich liebt und nicht mein Drum und Dran. Und seitdem bin ich so weich geworden, und ich kann mich nicht auf mich beschränken . . . ich muß auch andere umfassen, die Liebe bedürfen.“

„Ja du, Anna,“ — Gottchen schob sie ein wenig von sich — „du reiche, reiche Anna. . . aber was soll ich sagen? Wo soll ich hin mit dem, was sich auch in mir sehnt? Ich soll zufrieden sein, wenn ich meinen Unterricht gebe und mein tägliches Brot habe und in feinen Familien verkehren darf!

Ist das nicht jämmerlich? Warum soll ich nicht auch mein ganzes Hab und Gut hingeben dürfen in Liebesthaten, die alle Tage neu werden und mich jeden Tag fühlen lassen, daß ich lebe mit jedem Pulschlag, mit allem Können und Empfinden? Warum giebt es keine Verbindungen, in denen Frauen ganz aufgehen können in dem, was doch ihr Wesen ist? Warum können wir Protestanten nicht hinaus unter die Aermsten und Verlassensten, zu Wöchnerinnen und Säuglingen . . nicht in unseren Mußestunden und als eine Nebenbeschäftigung, sondern als ein Orden, dessen Lebensaufgabe es ist und der gar keine andere hat? . . .

„Weißt du,“ fuhr sie fort, „als ich hier herunterkam durch Regensburg, da ging ich am Abend durch die Stadt, während meine Freundin einen Besuch bei einer Kindergärtnerin machte. Ich kam in eine abgelegene Straße und an eine lange gelbe Mauer, und plötzlich sah ich eine Pforte offen stehen und in einem Hofraum eine Menge Menschen, meist arme kleine Leute, teils stehend und teils auf den Knien. Ganz am Ende des Hofraumes war eine Kapelle und die Thüre offen, und es schimmerte von Lichtern aus dem Dunkel und ich hörte Frauenstimmen singen, lauter reine hohe Frauenstimmen. Dann klang ein Glöckchen und alle fielen nieder und bald darauf gingen alle auseinander. Wie nun die Leute zur Pforte wieder herauswanderten, sah ich daneben an der

Mauer eine lebensgroße Christusgestalt in rotem Mantel und erschreckte mich ordentlich darüber, als wäre es ein lebendiger Mensch. Die meisten nahmen ihren Weg an der Christusgestalt vorbei und hielten sich daran auf; ich wußte nicht, was sie thaten. Als sich nun die Menge verlaufen hatte, kam eine alte Frau dahin und blieb vor dem Christus stehen, recht zärtlich und bekümmert. Und dann strich sie mit ihrer abgearbeiteten, runzeligen Hand über das Wundenmal an seinem Fuß wie eine Mutter, der es wehthut für ihr Kind, und küßte den Fuß so inbrünstig und behutsam, als hauchte sie vorsichtig darüber und wolle verhüten, ihm wehzuthun. Und ich stand und sah zu und fühlte mich so schrecklich arm und doch nicht mehr so arm wie früher. Ich dachte nur: sein Tagewerk schließen, wie diese Nonnen und fühlen, wie diese Frau“ — sie sah hinauf in das blaue Stück Himmel über dem Säulengang, der Mond war verschwunden und nur einige große goldene Sterne leuchteten herab — „das wäre eine Harmonie,“ fügte sie dann hinzu, und ihre Stimme hatte den natürlichen Klang wieder ganz verloren.

Die schöne Anna lachte auf, mitten aus ihrer Ergriffenheit.

„Du, Gottchen, sieh, wie uns diese schrecklichen, gebildeten Worte anhängen! Was ist nun das: Harmonie? Wer kann davon satt oder fett oder zufrieden werden? Mit solchen

toten Redensarten sollen wir unser lebendiges Verlangen stillen? Die alte Frau, die du da gesehen, die hatte den Glauben. Wart', ich erzähle dir von einer andern Frau, die den Glauben hatte und die ich gestern in Altötting sah . . ."

Aber sie erzählte nicht, sie stützte sich mit beiden Händen auf das steinerne Geländer des Säulenganges und stöhnte leise.

Lottchen wurde bange. „Dir ist nicht wohl, Anna?“ fragte sie ängstlich.

„Mir ist wohl, mir ist so sehr wohl,“ erwiderte Anna eifrig, „ich bin nur so schrecklich müde von dieser Nachtwache. Aber ich kann nicht schlafen gehen, ehe ich alles gesagt; es wird mir so lebendig unter dem Reden, ich erleb' es noch einmal und verlier' es dann nicht mehr. Sieh, wie wir aus der Kapelle kamen, da standen mein Mann und ich und sahen sie von außen an. Wir standen auf dem großen freien Platze und nahmen nun wahr, daß an der Kapelle eine Galerie herumliefe, deren Wände ganz bedeckt waren von Botivtafeln. Auf einmal sehen wir eine Frau in der Galerie daherkommen auf den Knien . . . auf den Knien, sie rutschte auf den Knien weiter und machte von Zeit zu Zeit Halt, um zu beten. Sie hatte ein recht großes Kreuz auf der einen Schulter, das sie mit sich schleppte. Hinter ihr rutschte auf den Knien ein junger Mensch, der kränklich und ein

wenig wunderlich ausseh. Er hatte auch ein Kreuz auf der Schulter, aber ein kleineres, und hielt inne und betete jedesmal, wenn sie betete.

„Wir hatten das nie gesehen und nie gedacht, so etwas zu sehen, und verstanden es nicht gleich. Es waren Mutter und Sohn, das merkte man, und es war wohl für ihn, daß sie die Wallfahrt unternommen hatte und daß sie betete. Es war eine große, starke, gewöhnliche Frau, eine wohlhabende Ladenbesitzerin oder so etwas. Aber ihr Gesichtsausdruck! Noch jetzt seh' ich das Gesicht vor mir. So ein frohes, mildes, zufriedenes Gesicht, ohne Aufregung und Spannung, ein Gesicht, als verrichte sie eine liebe, eine ganz alltägliche, liebe Beschäftigung. Sie hatte gar keinen Sinn für die herumstehenden und vorbeigehenden Menschen und die übrigen Beter. Sie sah sie gar nicht, sie war ganz allein für sich. Sie dachte an nichts, als an das, was sie verrichtete. Und sie war froh, daß sie es verrichten konnte, daß sie jetzt dabei war und es vollbrachte. Ich stand und sah zu und staunte und hatte keine Worte dafür. Da sagte etwas: „Andacht!“ Als ob ein Mund sich aufthäte und die Worte sprach. Aber sie wurden nicht draußen gesprochen. Ach, wer das empfinden könnte . . . wer sein Kind tragen könnte in diesen Empfindungen . . .“

Gottchen umfaßte Anna. Mehr konnte sie nicht. In ihr

gingen Dinge vor, die sie nie empfunden, geahnt und gedacht hatte. Es war, als ob etwas riß, wie eine alte, harte, gespannte Haut, die ihre Seele eingeschnürt gehalten, und als ob etwas sich ergoß wie ein warmer, wohliger Strom. Es waren keine heißen, krampfhafsten Thränen, wie sie sie sonst geweint, es war ein Sichausdehnen und Sichausstrecken in einem Gefühl von Frieden und Erlösung, ein ganz stilles Wohlsein wie der Anfang eines neuen Zustandes. Und zugleich etwas wie eine Helle, wie eine Helle über einem Wege . . .

Auf einmal klang es. Es klang und klang und klang — eine helle Glocke mit einem milden, wohlklingenden Tone, die geläutet wurde. Anna schob plötzlich Lottchen von sich und richtete sich hastig auf, als erwache sie. Sie sah hinauf, als suche sie nach dem Monde, und wunderte sich, daß er verschwunden sei. Sie blickte an dem Vierkant umher, das die hohen, weißen Mauern des Hofraumes einschlossen, als suche sie die einzelnen großen blanken Sterne, die dort oben geleuchtet hatten. Aber die Sterne waren fort. Unendlich hoch und durchsichtig stand der Himmel droben, und ein rosiges Leuchten, ein warmer Hauch wie das zarte Erröten einer Kinderwange glitt an ihm auf.

Der Tag brach an.

Die schöne Anna stand und schaute hinauf, bis das Läuten verklungen. Dann gab sie Lottchen die Hand, kehrte sich

still um, und ihre Gestalt verschwand hinter der nächsten Säule. Lottchen sah ihr nach, bis sie längst nicht mehr sichtbar war und an der Säule ein Spiel von blanken Lichtern heraufglitt: goldene und rötliche Lichter, die Spiegelung der ersten Sonnenstrahlen. Unten im Hofe hallten Schritte auf den Steinen. Da kehrte auch sie sich um und ging hinein.



Wieder glühte der Mittag und der Himmel leuchtete weißblau.

In der Luft zitterte die Hitze wie ein silbernes Geflimmer, in das die langen Pappeln unbeweglich emporragten. Saitgrün lagen die Wiesen und gelb die Felder, und wie ein blankes, flimmerndes Band wand sich der Inn durch die Ebene. Ueberall klang das zufriedene Gesumme der Insekten, und die Grillen musicierten, was sie konnten. Und etwas klang dazwischen, das war auch ein Gesumm und Gebrumm, und es stieg und schwoll und wurde zu einem Gemurmel vieler Stimmen. Und alsbald sah man eine lange Schaar Wallfahrer auftauchen, an deren Spitze das rote Banner hoch in der Luft wie eine feurige Blume leuchtete. Sie kamen heran und zogen vorbei, wo die Kirche von Neu-

Detting auf steiler Anhöhe sich erhebt, hoch und schlank und schön gegliedert, wie ein im Augenblick der Gnade empfangenes Lied zur Ehre Gottes. Und wie ein erhobener Arm sich zur Anrufung oder zum Schwure zum Himmel emporreckt, durchschnitt ihr Turm die blaue, flimmernde Luft.

Als die Wallfahrer vorüber waren, stand nur eine einsame Gestalt auf der leeren Straße. Sie war schlank und jung und blickte hinauf zur Kirche und über das weite, gesegnete Land und schien sich nicht trennen zu können. Neben ihr auf der Erde stand ihre Handtasche. Sie bückte sich und hob sie auf — und blieb stehen.

Da öffnete sich die Kirchenthüre. Ein großer, schlanker, blonder Mann kam heraus und hielt sie offen. Er bemerkte die Fremde nicht, er blickte nach rückwärts hinein und auf die schöne Frau, für die er die Thüre offen hielt. Er sah sie an mit dem Blick, wie der Mann das Weib ansieht, das für ihn das einzige ist. Und während er mit der einen Hand die schwere Thüre am Zufallen hinderte, reichte er ihr die andere, um sie die Stufen hinunterzuführen.

Da kehrte sich die Fremde still um, hob rasch ihr Täschchen auf und wollte leise davongehen. Aber die schöne Frau, die eben etwas schwer die Stufen hinabstieg, rief ihr nach.

„Vottchen!“ rief sie. „Hör', Vottchen!“

Und sie war rasch hinter ihr drein. Einige Schritte weiter hatte sie sie eingeholt.

„Geh nicht so, Lottchen,“ sagte sie, „laß uns ordentlich Abschied nehmen. Und ich muß dir noch etwas vorher sagen. Wir bleiben hier, wir reisen nicht weiter. Ich habe meinem Manne alles gesagt, und wir sind einig geworden, daß das Kind hier zur Welt kommen soll. Nun gehen wir und suchen uns eine Wohnung. Und nun leb wohl!“

Sie umfaßte und küßte sie. „Du weißt nun auch meine Adresse. Laß von dir hören.“

Und flüsternd fügte sie hinzu: „Ich glaube, dies ist ein Anfang.“



Jm Bann.





Der Schnee flatterte nieder. Er fiel ungleich, klumpig, schmutzgrau, wie niederschießende dunkle Vogelflügel, — oder erschien er nur so, weil die Dämmerung so grau und schmutzfarbig durch das vorhanglose Fenster schien? Es war wie ein lautloses Huschen und Zerfliegen in der Luft, als halle und zertheile sich etwas, halle sich wieder und zerfliehe wieder, während der Abend herabsank, — der Abend, in dem es sich verstecken konnte und vor dem es flüchtete, weil auf den Abend die Nacht folgt und auf die Dämmerung das Dunkel und auf die Lichtscheu das Grauen.

Dann und wann schütterte der Boden und man hörte das dumpfe gleichmäßige Rollen von Lastwagen. Es ging auch ein Rauschen und Brummen und einförmiges Getöse, als wanderten weit in der Ferne viele Füße, vieler Heimkehrender Füße, die von der Arbeit kamen mit schweren, ermüdeten Schritten. Vom nahen Turme schlug die Klosteruhr; sie schlug vier langsame bedächtige Schläge; sie hatte

einen vollen warmen runden Klang und eine eigenthümliche Cadenz in drei Tönen, als spräche sie jedesmal den alten Vers:

Zeit verweht,
Gott besteht,
Ewigkeit
Dir näher geht.

Ein rother Schein erhellte den kleinen Raum, hinter dessen einzigem vorhanglosem Fenster die Dämmerung stand und immer trüber, immer grauer wurde, bis man den sinkenden Schnee nicht mehr sah. Der rothe Schein leuchtete, aber er beleuchtete nicht, er kam von unten wie aus einem dreifußähnlichen Gegenstand, unter dem ein Feuer angezündet war, oder war es nur ein Petroleumofen mit rothem Glaszylinder? An den getünchten Wänden spielten schwarze Schatten auf und nieder, formten sich, wechselten, glitten empor, sanken nieder und strichen von Wand zu Wand. In der Mitte des Raumes stand ein länglicher Tisch und einander gegenüber zwei Stühle. Auf diesen Stühlen saßen zwei Gestalten, die eine zurück, die andere über den Tisch gelehnt. Die Hände der vornübergelehnten Gestalt leuchteten weiß auf dem dunklen Tischtuch. Sie ruhten ineinander und regten sich nicht. Das rothe Licht beleuchtete die Säume der dunklen Gewänder, aber es stieg nicht hinauf bis zu den Gesichtern, die ganz vom Dunkel verschleiert waren.

Es war Schweigen im Zimmer, ein Schweigen so schwer und tief, als hätte es lange gedauert und würde noch lange dauern, — das wortlose Schweigen, das darum nicht zu brechen ist, weil es vergebens nach Worten sucht, das darum so lange dauert, weil es so lange nach Worten gesucht und keine gefunden hat.

Die zurückgelehnte Gestalt auf dem Stuhl regte sich nicht. Sie schien gewohnt zu warten; über den Schultern, die sich breit zeichneten, lag Unbeweglichkeit. Die andere öffnete die Hände, als ob sie nach etwas griffe, fuhr unbestimmt mit ihnen hin und her und faltete sie wieder. Ein dunkler Kopf sank auf sie herab und deckte sie ganz zu.

So verging eine Weile. Dann kam es von der unbeweglichen Gestalt in mildem und tiefem Ton:

„Richte Dich auf!“

Der herabgesunkene Kopf erhob sich und tauchte wieder völlig zurück in's Dunkel:

„Ich kann es nicht sagen. Ich weiß nicht, wie ich es sagen sollte.“

Die Stimme war klingend, ungleich, mit raschen Uebergängen.

„Ist es ein innerer Widerstand?“ fragte die tiefe Stimme.

„Widerstand? Ich weiß nicht. Ich bin so müde.“

„Müdigkeit ist oft nur ein Zeichen von Unlust, und Unlust von Widerstand.“

„Wüßte ich nur, wo anfangen?“ jagte die klingende Stimme in raschem Tonfall.

„Fange an, wo du willst. Der Anfang ist gleich. Es führt uns alles doch immer nur auf einen Punkt. Immer, wenn wir beginnen wollen, ist ein Widerstand da und dieser Widerstand stammt aus dem ersten Widerstand nach dem Schöpferact. Immer ist etwas da, das uns binden möchte, knebeln möchte, lähmen möchte, das uns auch wirklich bindet, knebelt und lähmt. Darauf sollen wir merken und wenn wir fühlen, wie es uns umstrickt, wie es uns umfächelt wie mit einschläfernden Flügeln, — dann sollen wir aufstehen und es abwerfen, wie die Heiligen die Verjuchung abwarfen im Gebet.“

„Es war nicht meine Sünde.“

„Man kann nie so genau wissen, was unsere eigene Sünde und was eines Anderen Sünde ist. Wer Macht über uns hat, drängt uns auch seine bösen Handlungen mit Macht auf und wirft seine Gedanken, seine schädlichen Gedanken, über uns wie Neze und Gespinste. Können wir scheiden, was unser und was nicht unser ist, wo wir selbst aufhören und wo der Andere anfängt?“

„Das ist richtig!“ jagte die helle Stimme. „Was nicht zu uns kommt am Tage, das kommt zu uns in der Nacht.“

„War es da?“

„Es war da, in mehreren Nächten nach einander. Es kam nicht wie im Traum, es kam wie ein wirkliches Wesen, das sich heranschleicht und Hilfe sucht gegen sich selbst.“

„Kannstest du dies Wesen im Leben?“

Eine lange Pause trat ein. Endlich jagte die helle Stimme mit heiserem stockendem Klang:

„Ich kannte es.“

„Du liebtest es?“

„Ich hatte ja gar nichts anderes zu lieben.“

„Und nun kommt es zu dir? was sucht es?“

„Ich glaube, es sucht Hilfe. Es scheint mir so. Ich sah sie stehen, — denn es ist eine Frau — wie sie im Leben aussah und kaum bekleidet. Sie stand am Fenster und sah hinaus, mit dem ihr eigenen Blick, der sich stier schaut, und ihr Gesicht verzog sich wie zum Weinen. Aber sie weinte nicht, sie konnte auch im Leben nicht weinen. Nur einzelne Tropfen preßten sich hervor aus trüben und starren Augen. Und doch war sie gut. Sie wollte gut sein und sie konnte nicht.“

„Von wem redest du?“

„Das will ich nicht sagen. Denn ich sage jetzt, was sie nicht geduldet hätte, daß es von ihr gesagt würde. Und ich

rede auch nur davon, weil ich ihre Dual in mir selber fühle, weil sie zu mir kommt in der Nacht und um etwas bittet, stumm und abgewandt um etwas bittet, was sie nicht eingestand im Leben.“

„Um was, meinst du, bittet sie?“

Die weißen Hände tauchten wieder auf im Lichtschein. Sie fuhren glättend über das dunkle Tischtuch und strichen es straff.

„. . . Um Frieden,“ kam es mit fast scheuer Stimme.

„Und wie willst du den Frieden schaffen?“

„Daß das Heimliche offenbar werde.“

„Worin bestand es?“

„Ich kann es nicht nennen. Ich weiß es nicht . . .“

„Wie willst du es da offenbar machen?“

„Ich habe es erfahren.“

„Wie?“

„In den Peinigungen, die ich erlitt; in der düsteren Kälte, die um mich war, . . . in der Herzenshärte, die meine Kindheit und Jugend so kalt und öde machte . . .“

„Du bist nicht kalt und öde.“

„Nein . . . denn es war etwas mit mir, das bei mir blieb und mich begleitete, das mich wärmte und mir die heißen Thränen gab, heiße Ströme von Thränen, die alles

Starre wegwuschen und alle Verhärtung schmolzen, alle Starrheit und alle Verhärtung, die mir aufgedrungen und aufgezwungen ward“

„Sprich weiter.“

„Es blieb bei mir und pflanzte Blumen in meine Seele und ließ sie blühen, auch ohne Licht und Sonne. Es hielt die aufgehobene Hand zurück, die nach mir greifen wollte, wie nach allen andern . . . und darum, weil diese Hand mich nicht erfaßte, darum kam sie zu mir und suchte Schutz bei mir“

„Wer . . . ?“

„Sie, die vor mir steht und jammert in der Nacht.“

„Die du nicht nennen willst . . . ?“

„Die ich nicht nennen darf“

„Warum nicht?“

„Weil sie nicht duldete, daß etwas Nachtheiliges von ihr gesagt wurde im Leben.“

„Wer das nicht dulden kann, ist ohne Reue.“

„Ich kann nicht für sie thun, was sie selbst nicht thun wollte.“

„Warum kommt sie da zu dir in Nacht und Schlaf?“

„Sie findet keine Ruhe“

„Was will sie also?“

„Erlösung will sie von einer Qual.“

„Ohne Geständniß — keine Vergebung.“

„Dies sind harte Worte. Wozu bin ich hier?“

„Um einer Todten Ruhe zu bringen, wenn ich dich recht verstehe.“

„Ja — aber diese Todte führte ein musterhaftes Leben.“

„Ist das dein Zeugniß?“

Die weißen Hände verschwanden von der Tischfläche, — ein langer schwarzer Schatten richtete sich plötzlich auf im dunklen Raum; einen Augenblick lang sah man ein feines Gesicht mit ein paar großen, sanften, glänzenden Augen, die ganz durchsichtig waren von Thränen.

„Es kann ja nicht mein Zeugniß sein,“ kam es mit ersticker Stimme, „denn ich wurde ja täglich gequält und sie quälte täglich sich selber.“

„Welche Macht hatte sie über dich, die dich quälte und sich selber quälte?“

„Mein Gott, — alle Macht, die es giebt . . .“

— „Du warst ihr Fleisch und Blut?“

„Wenn ich jetzt Ja sage, so ist es gesagt“ — fuhr die helle Stimme auf.

„Es ist schon gesagt,“ erwiderte die tiefe Stimme ruhig. „Es giebt Seelen, deren ganze Schuld die Verstockung ist, die sich nicht biegen und nicht beugen wollen —“

„Dies ist das Wort,“ sagte die andere Stimme lebhaft. „Warum soll ich nicht eingestehen, daß ich Unrecht gethan, wenn ich Unrecht begangen? Aber sie gestand nie ihr Unrecht ein, nicht einmal einen Irrthum räumte sie ein . . .“

„Dies sind die Kennzeichen,“ sagte die tiefe Stimme wie für sich.

„Was für Kennzeichen?“ fragte die andere lebhaft.

„Rede erst weiter. Thue die Buße für sie, die sie im Leben nicht that, indem du bekennst, für sie bekennst, was sie nicht bekannte. Erzähle dein Leben, du wirst den Theil des ihren damit erzählt haben, weswegen sie Frieden sucht und keinen findet.“

„. . . Ich war ihr Kind . . .“

„Ihr einziges?“

„Die andern waren gestorben.“

„Und wer war sie?“

„Sie war aus gutem Hause, eine von vielen Geschwistern, die alle leicht und munter lebten. Es waren gutmüthige Leute, die lebten und leben ließen. Sie gönnten sich alles Gute und gönnten auch allen Andern alles Gute. Sie gaben gern und halfen gern. Aber sie, die mir so nahe stand, hatte eine geschlossene Hand. Zu den Elenden sprach sie Worte des Vorwurfs und Armuth betrachtete sie wie eine persönliche Verschuldung, für die Strafe, nicht Nachsicht am

Platz war. Aber sie stand selbst in gedrückten Verhältnissen und schämte sich dessen wie eines Schandflecks, für den sie sich immerfort selbst strafte, indem sie sich aufreizte mit bitteren Worten und harten Handlungen gegen Kleine und Arme . . . und gegen sich selbst.“

„Sie hatte keine Liebe?“

„Liebe? vielleicht war die Liebe einmal in ihr getödtet worden in ihrem Herzpunkt. Es gehört so wenig dazu. Wenn sie weichgestimmt war, erzählte sie, wie sie als junges Mädchen eine Jugendliebe gehabt, — nur vom Sehen. Eines Tages fuhr er, den sie liebte, im Postwagen an ihr vorüber — und blieb fort . . .“

„Das ist noch keine Liebe.“

„Sie hatte auch eine andere Liebe, von der sie selbst nie sprach. Aber ihre Schwestern sagten, sie nähme alles tiefer als Andere. Ihn, den sie liebte, kannte sie genau und es war ein Verkehr vieler Jahre. Er machte Vielen den Hof. Aber eines Tages sah sie ihn mehr als jemals eine Andere auszeichnen und als sie heimkam, fiel sie in Krämpfe, so daß man für ihr Leben fürchtete. Recht wußte man den Zusammenhang nicht, denn sie theilte sich keinem mit. Aber als dann ein Freier kam, sagte sie Ja und sie blieb fest, auch als er, den sie liebte, zu ihr sagte: „Warum haben Sie mir das gethan?“

„Das war keine Liebe.“

„Dies ist zu hart“, sagte die rasche Stimme heftig.
„Es war eine Liebe, — aber ohne Glauben.“

„Glaube?“ sagte die tiefe Stimme. „Wie willst du trennen, was eins ist? Liebe ohne Glauben ist keine.“

„Sie heirathete den Andern, wurde Mutter und liebte ihre Kinder mit selbstquälerischer Zärtlichkeit. Sie konnte sich nicht genug thun, sie reinzuhalten. Sie versagte sich Umgang, Vergnügen, Bewegung, um stets über sie zu wachen. Jeden guten Bissen sparte sie sich ab für sie. Auf jede Freude verzichtete sie; sie hütete sie auch vor jeder Berührung mit anderen, kein Fremder durfte ihre Kinder anrühren, kaum ein anderes Kind mit ihnen spielen . . .“

„Das ist nicht die Liebe . . .“

Die schmale Gestalt auf dem Stuhle fuhr auf.

„Ich will nicht weiter reden. Ich darf sie, die sich nie selber bloßstellte, nicht bloßstellen vor einem harten Urtheil . . .“

„Dies Urtheil ist nicht hart, wenn du dich auch in ihr gekränkt fühlst. Ich meine aber, du redest Niemandem zu lieb und Niemandem zu leid, — du sprichst die Beichte einer Todten . . .“

„Weil es die Beichte einer Todten ist . . .“

„Soll sie aufrichtig sein. Fahre fort.“

„Die andern Geschwister starben. Ich blieb allein. Ich war noch ganz klein damals. Ich habe nach dem Tode der Geschwister nie mehr gesehen, daß sie sich noch an etwas freute.“

„Auch deiner nicht?“

„Auch meiner freute sie sich nicht. Sie kannte um mich nichts als Angst und Sorge — vor Erkältung, vor Ansteckung, vor Unvorsichtigkeit. Selbst die Küsse, mit denen man Kindern schmeichelt, versagte sie sich, damit nicht etwa aus ihrem Athem etwas mich träfe.“

Die redende Stimme hielt inne. Die andere Gestalt schwieg. Das Schweigen dehnte sich und wurde lang und wurde peinlich.

Es war, als wäre ein Dritter im Zimmer, dessen Gegenwart die beiden empfanden.

Plötzlich kam es von der schmalen Gestalt mit schrillen Ton:

„Mir ist, als wäre noch Jemand hier.“

„Es ist noch Jemand hier,“ sagte die tiefe Stimme ruhig.

Die weißen Hände bewegten sich nervös auf dem Tischtuch. Ein Stuhl knirschte, als würde er zurückgeschoben.

„Bleibe sitzen“, sagte die ruhige tiefe Stimme, „und rede weiter.“

„Ich hatte sie ja lieb,“ kam es fast flüsternd von der andern. „Und ich fühlte mich selbst ganz krumm und verdrückt unter all dem Druck. Ich wollte sie so gerne heiter und froh machen. Aber sie waud sich aus meinen Armen und sie schalt mein Ungestüm. Und gab es gar nichts zu tadeln, so sah sie mich an mit einem franken, verlangenden, verschüchternen Blick, — einem Blick, der Hilfe suchte und keine Hilfe wollte, einem Blick, der sich verzehrte, der etwas los sein wollte und sich doch mißtrauisch wehrte . . . und stier wurde in Brüten. Und dazu zuckten ihre Lippen wie in Thränen, die nicht kommen konnten. Und statt der Thränen kam ein scheues Lächeln“ . . .

„Hatte sie je etwas begangen?“

„O gewiß nicht. Ihr Leben war fleckenlos wie wenige Leben sind. Es war kein dunkler Punkt darin. Keine Handlung von ihr, die nicht rein war. Und ihr Blick in Andere war klar und scharf. Sie durchschaute auch schwierige Charaktere. Ihr Urtheil war immer richtig, denn sie ließ sich durch nichts blenden . . .“

„Durch nichts Außeres?“

„Auch durch nichts Inneres. Sie fand mit Sicherheit den faulen, oder todten, oder schwachen Punkt in jedem Menschen.“

„Siebte sie das Licht?“

„Das Licht?“ es war ein Stutzen in der antwortenden Stimme. „Was für ein Licht? Die Helle und die Sonne und die frische Luft und die Bewegung im Freien, wenn alles lacht und blüht . . .? O, das waren schwere Tage, wenn ich da mit ihr ausging. Viele Jahre sind verflossen, — vielleicht zwanzig und mehr, — aber noch denke ich an einen Pfingsttag, der so schön war, als schiene mir die Sonne durch alle Glieder, — so ein Tag, wo man glaubt, daß man das zarte, rothe Blut in sich selber schimmern und pulsen sieht. Ich war so jung damals, ich wollte so gern froh sein und mich bewegen und durste zu Niemand hin, denn die meisten Menschen bestanden nicht vor ihrem Urtheil. Aber am Nachmittag schlug sie mir vor, auf den Kirchhof zu gehen und ich war auch damit zufrieden; so kamen wir doch aus dem Hause. Es war ein weiter staubiger Weg — an immer kleiner werdenden Häusern vorbei. Ich sehe ihn noch heute. Und als wir draußen waren, stand sie da vor den Gräbern mit dem kranken, spöttischen, weinenden Lächeln, — es war wie ein inneres Wimmern, — das in sich selbst hinstarb. Dann machte sie die Bewegung mit den Händen, die sie so oft machte, — eine ganz kleine halbwegwerfende Bewegung, die sagte: 's ist alles nichts! und wir gingen wieder heim, nachdem sie ihre Andacht verrichtet. Und sie ärgerte sich über den weiten und staubigen Weg und daß

wir ihn gemacht und daß sie sich's nicht gegönnt zu fahren . . . und fahren hätte sie auch nicht mögen, denn sie fürchtete, daß auch die Droschkengäule durchgehen könnten und fuhr nur mit ganz besonders als zuverlässig erprobten Pferden. Und daheim ging es an ein gewaltiges Reinigen und Bürsten und Schütteln der Kleider. Und an dem schönen, schönen Frühlingstag kam mir das Leben so öde vor, als sähe man in ein Gesicht, in dem statt der Augen zwei Löcher waren.“

Eine Pause entstand.

„Doch wenn es Nacht war,“ fing die helle Stimme wieder an, „dann freute sie sich an den Sternen. Wenn die Sterne recht schön schienen, — nicht die warmen Sommersterne, sondern wenn der Schnee kracht und bläulich schimmert und die Sterne blinzeln und lange Funken herschleusen, dann konnte sie lange im dunklen Zimmer stehen und zu ihnen hinaufschauen, und kam sie wieder in der hellen Stube zum Vorschein, dann zitterten ihre Lippen und ihre Augen waren voller Thränen.“

„Und dann war sie mild und gut?“

„Sie war still, wie beruhigt.“

„Und du hingst an ihr?“

„Ich hing an ihr — aber wie wenn man um Jemand mit einem Dritten kämpft. Wie habe ich von Kind an mit diesem Andern gekämpft. Alle Mühe gab ich mir, um den

finstern Geist aus ihr zu vertreiben, — aber dann funkelte es mich grün und böse an aus ihren müden grauen Augen und mich trafen Worte, so stechend und giftig, daß ich mich in mir krümmte. Dann fuhr ich auch auf und vergaß die Unterwürfigkeit, die sie verlangte, und wenn ich es auch gleich bereute, ihre Arme stießen mich fort und ihre Worte trafen wie Stacheln und keine Bitte und keine Thränen und nicht die lange reuige Schlaflosigkeit meiner Kindernächte vermochten sie weich zu stimmen. Ihr wurde die Unersöhnlichkeit zum Genuß und die unfreiwilligste Kränkung, die sie erlitten, eine Todssünde, die nicht vergeben werden durfte. Tage gingen so, — Wochen konnten so gehen. Ich wand mich in dieser Einsamkeit, in dem Grauen vor der fremden, feindseligen Person, mit der ich allein zusammengeperrt war, vor der ich mich fürchtete und von der ich meine liebe Mutter mit Thränen und Flehen und Bessprechungen zurückzuerobern suchte. Aber keine Reue, selbst über den kleinsten Fehler, — und wie oft hatte ich gar nichts begehren wollen und wußte nicht, daß ich etwas begangen . . . oder es war Nothwehr gewesen, mit der ich mich gegen den harten Druck sträubte . . . keine Reue, keine Besschwörungen vermochten diese Herrschaft des Bösen in ihr zu brechen, die aus allem Nahrung sog, womit ich Bessöhnung suchte. So gepeinigt und peinigend, und mir alle

himmlischen und irdischen Strafen verheißend, regte sie sich auf, bis die Krisis kam . . . Eines Abends, wir waren allein . . . meine kindliche Phantasie war eingeschreckt, daß ich mich fürchtete, bei ihr zu bleiben. Ich flüchtete ins dunkle Zimmer und ihre Verheißungen der Strafen, die über mich kommen würden, folgten mit. Da sah ich etwas an der breiten weißen Fläche des Ofens. Es war von Menschengröße und weiß verhüllt und knöchern und augenlos und streckte sich nach mir mit einer langen dünnen Hand. Ich lief zurück in die Stube, wo sie bei der Lampe saß und warf mich nieder vor ihr und beschwor und bat sie, mir wieder gut zu sein, weil ich mich so fürchte. Da schwannte sie auf und nieder und fiel rückwärts gegen den Stuhl, auf dem sie saß, mit einem dünnen hohen Schrei und einem Gewimmer, das erstarb im Starrkrampf. Verzweifelt und hilflos und mich selbst anklagend, suchte ich sie wieder zum Bewußtsein zu bringen. Es kam rasch wieder. Und mit ihm ein langes tiefes Aufathmen, — ein verwunderter, guter Blick, der sich erleichtert umsah und alles vergessen zu haben schien. Mild und dankbar nahm sie das Wasser an, das ich ihr reichte, trank, stand auf und war wie ausgetauscht. Da kamen gute Tage, gute Wochen, — eine gute, milde freundliche Frau, an deren Brust ich mich wärmte, war Tag und Nacht bei mir.

„Und das hielt an?“

. . . „Bis der Tag kam, wo ich wieder ihre Hand sich von mir zurückziehen fühlte, als berühre sie Stacheln, — wo ein kleiner Widerspruch wie eine Majestätsbeleidigung aufgenommen wurde, wo der Zorn wieder anfing und sich steigerte, bis alles als Kränkung, Verletzung, Auflehnung empfunden ward und es wieder dahin kam, wie vorher.“

„Du schilderst keinen Einzelzustand, — du schilderst eine Seuche.“

„Ich verstehe diese Worte nicht . . .“

„Du wirst sie später verstehen, — rede weiter.“

„Ich erwuchs, — und dieser seltsame, fast rhythmische Vorgang, von Krampf zu Güte, von Güte zu Zornkrampf, machte mir viele Gedanken. Ich mußte ihr täglich die Haare flechten und aufstecken, weil sie eine kleine Unempfindlichkeit in den Fingerspitzen hatte. Sie hatte immer über alle Maßen viel zu thun, weil keinem seine Arbeit überlassen wurde, — alles mußte durch ihre Hände gehen und wurde von ihr abhängig gemacht. Da durfte ich oft ein paar Stunden lang nichts vornehmen, um parat zu sein, ihr die Haare zu kämmen; war ich nicht gleich willig, so hörte ich die erbitterten Worte: „Laß es doch ganz sein, es ist dir ja doch zuviel.“ Wenn ich so stand und die blanken, glatten, dunkeln Haare bürstete, in denen noch kein weißes Haar war, als meine

Haare schon anfangen grau zu werden, und die dunkel blieben bis in ihr spätes Alter, da dachte ich oft, wenn ich ihren kleinen, runden, wohlgeformten Kopf, an dem keine Erhöhung sich zeigte, in den Händen hatte: „Was ist denn in ihm mißgeformt? was für ein Höcker ist da drinn, um den ihre Gedanken nicht herumkönnen, an dem sie sich festrennen?“ Und ich fühlte: ich müsse dies innere Hinderniß glätten und beseitigen. Und ich fing an, sie zu unterhalten, sie mit all der Liebe und Zärtlichkeit und den Aufmerksamkeiten zu umgeben, wie sie einem nur unter dem eigenen Aufblühen der ersten Jugend einfallen können. Wo es Feindschaft in der Familie gab, veröhnte ich, wo ich ihr einen Wunsch erfüllen konnte — und sie hatte manchen schwer zu erfüllenden, Andere niederdrückenden und peinigenden Wunsch, — da erfüllte ich ihn. Das schien ihr ganz gut zu gefallen, sie nahm Theil an manchem, was sie früher von sich gewiesen und die gespannte und bittere Stimmung wich. Da freute ich mich meiner Erfolge und meinte, es kämen nun bessere Zeiten. Aber da zeigte es sich . . .“ sie hielt inne und schwieg. Die weißen Hände lagen wieder ineinandergefaltet, unbeweglich auf der Tischplatte. Es war mehr ein In sich Versinken als Schweigen, das ihre Stimme stocken ließ.

In dieser Stille hörte man, wie es an das vorhanglose Fenster schlug und prasselte. In Stößen kam es heran,

warf sich gegen die Scheiben und rann am Fensterblech nieder, wo es aufschlug, als würden handvollweis Erbsen darauf geworfen. Der Schneefall hatte sich aufgelöst in einen ungestümen Frühlingsregen.

„Aber da zeigte sich,“ fuhr die helle Stimme in gepreßtem, ungleichem Ton fort . . . „daß sie nun mehr als je Anspruch an mich erhob. Das junge Mädchen sollte noch mehr eingeschlossen werden, als vorher das Kind. Die schrecklichen Nächte, wenn ich einmal zu einem Tanz geladen worden und heim kam, schon die Erste unter den Aufbrechenden, und sie frierend und halbchlummernd auf dem Stuhl fand, statt im Bett! Und wenn einmal Freundinnen bei mir sich versammelten, — wo nahm sie die Worte her, die so sicher den empfindlichsten Punkt trafen, um allen Frohsinn und alle Unbefangenheit zu tödten. Am schärfsten aber belauerte ihr Blick jene Regungen, die jedes junge Mädchen hat; und wo ein bißchen Liebe zu keimen anfing, da riß sie mit bitterem Lächeln das kleine, sich selbst noch unbekannte Würzelchen aus und hielt es mir hin und höhnte mich für die arme unschuldige Hoffnung, ohne die kein Weib ist . . .“

„Es sind alle Zeichen da,“ sagte die ruhige Stimme.

„Freilich“, fiel die helle Stimme wie erleichtert ein, „habe ich nicht hundertmal damals gedacht: schöne sie! es ist ein kranker Punkt in ihr. Das Leben ist hart und manche

Spannkraft ist gering. Ihr düst'rer Sinn ist der Anfang von Gemüthskrankheit und ich sagte es auf wie einen Irrsinn, von dem sie befallen war."

"War dein Leben leichter?"

"Mein Leben?" — es war ein starkes Bittern in der Stimme — „mein Leben? . . . eine hilflose Wittwe mit schutzlosen Kindern, rathlos im fremden Lande . . .“

"Wurdest du deswegen verbittert . . .?"

"Ich hatte einem lieben Manne gehört . . .“ //

"Wurde sie Wittwe, — wie du?"

"Nein . . . doch Liebe für ihren Gatten . . .“

"Liebte er sie nicht?"

"Doch schon, — aber sie . . .“

"Und liebst du deine Kinder, wie sie dich liebte — mit Mißgunst und Quälen und Eifersucht und Zornmuth?"

"Ich, meine Kinder . . .? Als ich Kinder bekam, da wagte ich ja erst zu denken, daß sie nicht recht an mir gethan, — denn ich hätte ja nicht eine Stunde lang meinen lieben kleinen Kindern thun können, was sie mir that in meiner Hilflosigkeit als Kind und immer weiter, während ich aufwuchs und erwachsen war."

"Nun schließe selber . . .“

"Ja, ich schließe auch — sie war krank, — es war in ihr ein Keim von Wahnsinn . . .“

„So sagt man jetzt. Und brach der Wahnsinn aus?“

„Der Wahnsinn? Ob er ausbrach? ja warum denn?“

„Nun, wo Wahnsinn ist, da bricht er doch auch aus.“

„Das war nicht solch ein Wahnsinn. Ihr Geist blieb immer gleich scharf und klar. Ihr Beobachtungssinn nahm immer mehr zu. Ihre Herrschaft über Andere steigerte sich mit den Jahren. Nur eines ertrug sie immer weniger: nicht herrschen können. Wo sie nicht herrschte, haßte sie.“

„Nennst du das Wahnsinn?“

„Eigentlich nicht . . .“

„Wie würdest du es nennen?“

„Ich weiß kein Wort.“

„Denk' nach.“

„Ich darf nicht drüber denken. Ich habe mir mein Leben lang verboten, drüber zu denken. Sie untersagte mir, mich bei Anderen zu beklagen, ich untersagte mir es vor mir selbst. O wie sie es verstand aus mir herauszuziehen, wenn ich mich einmal beklagt. Es war, als ob sie es durch verschlossene Thüren und über weite Strecken hören konnte. Sie empfing mich mit dem Blick: Du hast schlecht von mir gesprochen, — und was hatte ich gethan? Geweint, wenn mir die Last zu schwer wurde und andere es mir ansahen und mich fragten.“

„Und was meintest du dann selbst begangen zu haben?“

„Eine Pietätlosigkeit.“

„Was ist das?“

„Das weiß doch Jeder.“

„Möglich, daß sie es wissen, die jenen Zustand „Wahnsinn“ nennen. Ich kenne diesen „Wahnsinn“ nicht und auch dies Wort nicht.“

„Sie wollte auch Alles wissen, was ich dachte — war sie hart gegen mich gewesen und jene Krisis eingetreten, von der ich früher sprach, dann wollte sie in ihren guten Stunden, wenn ich an sie gedrückt saß und ihre rauhen, abgearbeiteten Hände küßte, von mir wissen, was ich Böses über sie gedacht“ — die helle Stimme sprach schleppend und langsam wie in innerem Begrübel — „und da mußte ich selbst die Schimpfworte in meinem Gedächtniß hervorsuchen, die ich aufgeschnappt hatte auf der Straße und von Dienstboten und die mir unwillkürlich eingefallen waren gegen sie, wenn ich mich mißhandelt fühlte. Aber dann, — wenn ihr Argwohn befriedigt war und es nichts mehr zu gestehen gab, dann konnte sie auch gleichsam alles vergessen. Kein Vorwurf kam und keine Ermahnung und ich merkte, daß eine Zärtlichkeit ausbrechen wollte, die heiß und stark und gut und rein war und schmachtete sich zu ergießen . . .“

„Aber sie ergoß sich nie?“

„Es war nicht ihre Natur. Doch ich fühlte, daß sie da war und daß sie mich ganz warm umschloß, — und ich wußte, daß ich auf sie bauen konnte.“

„Wie meinst du das?“

„Sie hing an mir und lebte für mich, wie doch schließlich kein Anderer. Sie war treu und fest und unerschütterlich. Sie ließ sich zu nichts herab, was viele andere thaten, auch viele andere Mütter, und was sie ihre Töchter lehren. Nichts Niedriges, nichts Feiges, nichts Gemeines lernte ich von ihr, denn es war nicht in ihr. Sie beugte sich vor Niemanden und sie lehrte auch mich nicht, mich vor Menschen beugen. Die hundert Nichtsnutzigkeiten, in die Frauen sich zersplittern und verwickeln, gab es für sie nicht, und ihre Fürsorge für mich war immer wach.“

Sie hielt inne. Die rothe Flamme leuchtete, der Regen schlug an die Scheiben.

„Und immer war es mir“, fuhr die hohe Stimme gedrückt und leise fort, „als wimmere etwas in ihr, wolle sich befreien und könne nicht, suche Hilfe und finde keine, als drücke sie ein Alp, der nicht aus ihrer eigenen Seele gewachsen war, an dem sie kein Theil hatte und den sie nicht, abschütteln konnte, denn er hatte sich wie ein Parasit mit hundert Wurzeln in ihr Fleisch und Wesen verwebt und drückte und schnürte und fraß sich weiter.“

„Und dann?“ sagte die tiefe Stimme.

„Dann kam der Tag, wo ich mit Grauen empfand, dieser Parasit griffe auch nach mir und wolle mich mit ihm zusammen umschnüren und ersticken in einer einzigen Umflammerung. Da sagte ich zu ihr: laß mich gehen. Ich will hinaus und unter andere Menschen. Sie setzte sich dem entgegen, sie sprach von ihren alten Tagen und daß ich ihr einziges Kind sei, von dem sie erwartete, daß es Niemandem als ihr gehören und immer bei ihr bleiben würde. Da wuchs mein Grauen noch, denn ich hatte bereits alles gegeben, was ich übrig, hatte und fühlte, in kurzem ginge es an meine Lebensquellen und ich müsse verschnachten. Das junge Leben würde vom alten aufgesogen werden, dessen trübe Flamme doch dadurch nicht heller brannte . . . Und sie ließ mich gehen — in Gutem und verständig und mild. Ich kam in ein anderes Land und zu anderen Menschen mit freundlicherem Wesen und wärmerem Antheil, als die starre, kalte, dünne Schicht von anspruchsvollen, herrschenden Eingewanderten, unter denen sie und ich gelebt hatten und aufgewachsen waren. Mein Herz wurde weicher und mein Wesen biegsamer unter milderen und froheren Leuten mit feineren und mannigfaltigeren Freuden. Aber wenn ich heimkam — und ich kehrte jeden Sommer heim . . . war sie das noch, die ich da wiederfand? War dieses fränkende Abstoßen, war

dieser fremde Blick, war diese rücksichtslose Tyrannei und diese verbissene Feindseligkeit, die sich offen und triumphirend vor Allen und vor fremden Menschen bloßlegten, — war das noch das Fleisch und Blut, aus dem ich selbst hervorgegangen? Jedes Verständniß, jeder Berührungspunkt schienen weg, — wir sprachen gar nicht mehr dieselbe Sprache. „Weshalb kommst du überhaupt noch wieder?“ begrüßte sie mich mit vor Erbitterung zitternden Lippen. Und ich fragte mich: „was ist geschehen? ist das noch dieselbe Person, die ich trotz allem und allem doch früher bis in's Innerste kannte?“

„Und dieses blieb?“

„In einem Sommer als ich wiederkam, da kam ich nicht wie früher. Ich brachte das Bild dessen mit, der mir alles Gute gab, das mir zu Theil geworden, und der bald danach mein lieber Mann wurde. Seine Briefe folgten mir und — bannten ihre Erbitterung. Sie wurde weich und nahm mit einem seltsamen, des Lächelns ungewohnt gewordenen Lächeln theil. Das war ein guter Sommer. Sie war ganz mild und friedlich. Sie gönnte mir dies Glück und konnte sich selbst darin; wenn sie auch nicht glaubte, daß es dauern würde.“

„Und dauerte dies Glück?“

„Es dauerte so lange wie sein Leben.“

„Und ihre gütige Gesinnung auch?“

„O nein. Denn nun kam etwas Schreckliches. Als nun aus meinen Briefen an sie nicht mehr Einsamkeit und Sehnsucht, sondern Freude und Frieden sprach, — da wandte sie sich völlig von mir ab. Sie schrieb mir gar nicht mehr; denn als es nichts mehr zu tadeln und zu schelten und zu ermahnen gab, da wollte sie auch nichts mehr von mir wissen. Als mein erstes Kind geboren wurde, kam von der Großmutter kein Wort, und so blieb es bei den andern. Und als wir eines Sommers zusammentrafen und sie ihre Großkinder von Weitem zum ersten Male sah, da nahm ich wieder auf ihrem Gesicht das franke spöttische Lächeln wahr wie einst an jenem Pfingsttag zwischen den Kirchhofgräbern. Und dann machte sie dieselbe Bewegung mit den Händen, — die kleine, halbwegwerfende Bewegung, als ob sie zu sich selbst sagte: es ist doch alles nichts! Und sie rührte die Kinder nicht an. Und sie blieben ihr fremd während unseres Zusammenseins.“

„Wie hing das zusammen?“

„Sie hatte Andere gefunden, nachdem ich fort war. Sie, die mit Niemand verkehrte, war gesellig geworden und hatte sich suchen lassen. Manche hatten den Weg zu ihr entdeckt. Auch meine sitzengebliebenen Freundinnen.“

„Wer waren die, die sie suchten?“

„Jene, die überall zu finden sind, wo es gilt, Eltern

und Kinder zu trennen und zwischen die nächsten Angehörigen Feindschaft zu säen. Aber als eine solche während unseres Zusammenseins mich aufsuchen kam mit falscher Herzlichkeit und ich sie abfahren ließ — da, wer möchte es glauben, da lachte sie spöttisch und triumphirend und war auf einmal wieder die Alte mit mir aus ihren guten Stunden. Und die seltsame Entfremdung und Scheidung, die sich zwischen uns aufgerichtet, schwand.“

„Und das dauerte an?“

„O nein. Es war, als wolle sie ihr Herz verhärten. Als sei eine Hand über ihr, die nun ganz Macht über sie hatte und der sie mit Scheu und Angst gehorchte. Ich kann es nicht schildern und weiß es nicht zu sagen, was es war. Aber bei dem kalten und fremden Abschied, den sie von mir nahm, zeigte es sich, daß es keine Brücke mehr zwischen uns gab, daß sie auf der andern Seite war . . .“

„Und als du sie wiedersehst?“

„Ich sah sie nie mehr wieder.“

„Wie?“

„Das war unser letzter Abschied gewesen.“

„Sie starb darauf?“

„Sie starb. Plötzlich. Kein Gruß. Kein Wort, das alles überbrückt hätte. Ihr war keine Zeit dafür gelassen. Ein Papier ging mir zu mit ihrer Handschrift, mit ihrer

kleinen, runden, eigenwilligen Handschrift. Sie stand vor mir, ihr ganzes Wesen und ihr ganzes Leben und ihre ganze Qual und alles Liebe, in dieser Handschrift, die verblichen war. Denn schon vor vielen Jahren hatte sie auf dieses Papier geschrieben: Meinem lieben Kind. Ich öffnete es. Es war leer. So hab ich's aufgehoben . . . und hab es noch."

"War das Alles?"

"Es war Alles. Es kam mir sonst nichts zu von ihr. Andere hatten Alles genommen."

"Welche Andere?"

"Die überall sind. Die sich immer drängen zwischen Alles, was zusammengehört. Zwischen Mutter und Kind, zwischen Mann und Weib, und zu trennen suchen, was von Natur eins ist. Und was sich nicht trennen läßt, das suchen sie zu verderben."

"Sie haben dir das gethan?"

"Sie haben mir das gethan. Ich bin einsam und verlassen und enterbt, — mit meinen hilflosen Kindern."

"Und dein Herz ist voller Erbitterung?"

"Mein Herz ist ohne Bitterkeit."

"Auch gegen sie, die dein Fleisch und Blut war und ihr Fleisch und Blut verließ und verleugnete?"

"Fände sich in meinem Herzen ein einziger Tropfen Bitterkeit und Groll, wäre sie da, die im Leben nicht bat,

zu mir gekommen in den Nächten nach ihrem Tode und hätte zu mir gesprochen mit bittenden, zitternden Lippen:
 „Verstehe mich! befreie mich!“

„Was sollst du verstehen?“

„Was sie litt.“

„Wovon sie befreien?“

Eine lange Pause trat ein. Das rothe Licht in dem seltsamen Gefäß in der Ecke flackerte und blakte, als ginge die Nahrung ihm aus. Durch das vorhanglose Fenster drang ein milder weißer Schein. Es war der Mond, der aus den Regenwolken brach, die eilig unter ihm wegschiffen.

„Wovon sollst du sie befreien?“ fragte die tiefe ruhige Stimme noch einmal.

Die weißen Hände regten sich und zuckten auf dem dunklen Tischuch. Das Licht des Mondes fiel auf sie nieder und ließ sie durchsichtig erscheinen wie Alabaster.

„Ich weiß es nicht,“ kam es gedrückt von der hellen Stimme. „Deswegen bin ich gekommen.“

„Weshwegen?“

„Um es zu erfahren, wovon ich sie befreien soll.“

„Das verlange nicht von Anderen zu hören.“

„Wie soll ich es denn wissen?“

„Von ihr.“

„Sie ist todt.“

„So belasse sie also im Tode.“

Die schlanke schmale Gestalt fuhr auf. Von der heftigen Bewegung schütterte der Tisch, der Stuhl hinter ihr schwankte und fiel um; in dem Luftzug, der dadurch entstand, fuhr die rothe Flamme hoch auf, züngelte zum Cylinder hinaus und erlosch.

Da sah man, daß das Zimmer ganz durchleuchtet war vom weißen Licht des Mondes.

In dieses weiße Licht hinauf wandte sich ein weißes, schmales, sanftes Gesicht, in dem die großen traurigen Augen fragend und suchend nach oben blickten.

„Es war, als hätte sie im Bann eines bösen Antriebs gestanden“, sagte die helle Stimme mit heiserem, ersticktem Klang, — „im Banne eines bösen Antriebs, dem sie sich immer zu entwinden suchte und nie zu entwinden vermochte. Wer das Leben gelebt und die Menschen gekannt und das Liebste verloren und sinnlose Verfolgungen erlitten hat, wie ich, der hat auch diesem bösen Antriebe begegnet, an vielen Orten und unter vielen Formen. Er reitet die Menschen, wie der Alp die Schlafenden, und treibt sie zu sinnlosen Handlungen, — zur Selbstpeinigung, die ein Genuß wird, und zur Peinigung Anderer, die auch ein Genuß wird, und als Genuß gesucht wird. Man versteht nicht, wo er herkommt, und man weiß nicht, warum er herrscht.“

Vieles geschieht, was unerklärlich ist und dem doch zugleich die Erklärung so deutlich an der Stirn steht: die Freude am Bösen. Erst ist es nur ein kleiner Punkt. Es ist nur wie eine harte Stelle im Fleisch. So ist es auch nur eine kleine Herzenshärtigkeit, ein Sichversagen gegen eines Andern Wärme, ein Sichzuschließen gegen eines Andern Bitten und Bedürfniß. Aber wehe dem, wo einmal dieser harte Punkt sich gezeigt im Fleisch und in der Seele. Er bleibt nicht, was er ist. Er greift um sich und wächst und breitet sich aus, bis er nach außen bricht als ein fressender Krebs, der sein giftiges Netzwerk verzweigt hat bis in die innersten Organe und der die Seele einspinnt als etwas, für das man keine Worte hat.“

„Man hat Worte dafür — von Alters her hat man Worte dafür gehabt; denn es ist ein Zustand, der war und ist und sein wird.“

„Von Alters her gab es einen Zustand, den man Besessenheit nannte“ —

„Und den man darum so nannte, weil der, den dieser Zustand erfaßt, von etwas außer ihm besessen wurde, das er nicht abzuschütteln vermochte, weil seine Seele sich verhärtet hatte und nicht schmelzen konnte. Wer sich aber verhärtet, der kann die Gnade, die Ausstrahlung der himmlischen Wärme nicht auffangen, und zu keinem kommt die

Gnade anders als in der ersten ursprünglichsten Gestalt: den Nächsten lieben wie sich selbst.“

„Wer aber sich selbst nicht liebt, wer sich selber peinigt?“

„Mein Kind, — keiner ist sein eigener Erzeuger. Wir kommen aus hundert Voraussetzungen und gehen in hundert Voraussetzungen. Die, von der du redest, war aufgewachsen unter Lebemenschen, aber den leichten Lebensinn hatte sie nicht. Sie war aber auch aufgewachsen in einer Schicht von harten Selbstsüchtlingen, die sich behaupteten und durchsetzten — Anderer Recht entgegen. Die vererbten in sie den Parasit in ihrer Seele, wie sich die Erbsünde vererbt. Was hast du von ihr anders gesagt, als daß sie selbstgerecht war?“

Selbstgerechtigkeit kann Ueberlieferung werden, kann Tradition werden und wenn sie ins dritte und vierte Glied geht, — dann ist sie schon mitgeboren als Dünkel. Dünkel und Herzenshärte, diese zwei Arme, die das Böse ausstreckt vom Tage der ersten Versuchung an: — als der Mensch sich einbildete, Gut und Böse prägen zu können wie Silbermünzen mit seinem eigenen Stempel, und vom Tage der zweiten Versuchung an, der Frucht der ersten, als Cain Abel erschlug, weil er nichts Böses that, — diese zwei Arme hielten sie umklammert und du halfst ihr, sich ihrer zu erwehren. Aber als du gegangen warst, da streckten sich die tausend Arme der zahllosen Besessenen nach ihr

aus, die sich überall suchen, überall finden, überall verbinden. Und sie unterlag.“

„Hätte ich mich denn opfern sollen und ganz bei ihr bleiben und den Kampf weiterführen sollen mit dem bösen Antrieb?“

„Niemand hat das Recht, eines anderen Leben in sich aufzusaugen, an eines anderen Entsetzungen sich stark zu wachsen und einen anderen den Kampf für sich selbst führen zu lassen, den jeder für sich selber führen muß. Es werden keine Menschenopfer mehr gebracht. Aber immer ist es der Drang der Beseffenen, andere einzustellen für sich selbst; auf andere die Verantwortung fallen zu lassen für die eigenen Thaten; auf andere die Schuld zuwälzen, die man selbst begangen, andere für das zu hassen und zu strafen, was man selbst gethan. Auch sie, von der du redest, suchte sich reinzuwaschen an dir, ihrem eigenen Fleisch und Blut, und kaum hattest du den Rücken gewandt, so versammelten sich um sie die gleichgestimmten Nachtgeschöpfe und bestärkten sie und unterstützten sie dabei. Wo aber die beisammen sind, denen die Freude am Bösen Genuß und Antrieb ist, da wächst die Schuld rasch und mit schmarogerhafter Zeugungskraft in's Hundertfältige und Tausendfältige.“

„Erbarmet Euch, was hilft mir das zu wissen? Soll ich sie wieder dastehen sehen, wimmernd und in stummer,

scheuer Bitte, wie sie vor mir stand in den Nächten nach ihrem Tode, und ihr nicht helfen können?"

„Du hast ihr schon geholfen!“

„Wie —?“ das Wort kam rund und voll wie der erste Glockenklang in der Frühe.

„Du hast für sie bekannt,“ erwiderte die tiefe Stimme in unbeweglicher Ruhe.

„Ist das denn schon genug?“

„Weißt du nicht, mein Kind, was das Grauen derer ist, die den Dienst des Bösen verrichten? Daß ihr Geheimniß kund werde. Sie binden alle um sich herum mit Drohungen und Aengstigungen in's Schweigen und ihre Lippen sind voller Worte von Frieden und Eintracht und sie leuchten durch strenge Gesinnungen und ernstern Wandel. Denn das Herzenskind, das sie pflegen und für das sie alles thun, ist der Krebs in ihrer Seele, von dem keiner wissen darf, damit keiner ihn zu beschwören und zu bannen vermöge. Mache ihn offenbar — und er muß weichen. Er muß seine Kralle herausziehen aus der Seele, die er umspinnen hat, aber dieses Herausziehen ist ein Schmerz, so schneidend und Seele und Leib auseinander-reißend, daß er gefürchtet ist wie der Tod. Du hast die Kralle des Bösen aus jener Seele gerissen, die zu dir kam, weil sie es selbst nicht mehr konnte, und hast diese Kralle

hergezeigt und nun hängt sie todt und schlaff. Gehe nun heim und bete für die Seele, die ihre Schuld nicht beichten wollte und nun bekannt hat durch deinen Mund. Wenn deine Lippen rein waren und dein Herz ohne Bitterkeit gegen sie ist, dann wird sie Frieden finden. Und der Friede wird mit dir sein.“

Die beiden Gestalten erhoben sich. Die eine beugte sich nieder auf die Hand der andern, die sich abwehrend entziehen wollte. Aber die schmalen weißen Finger faßten die breite starke Hand und küßten sie. Und als die Thür sich öffnete, trat die schlanke, hohe Frauengestalt mitten hinein in das weiße warme Mondlicht, das den ganzen weiten Platz draußen beschien und überall in den kleinen Wasserlachen leuchtete und sich spiegelte. In dem Augenblick schlug es wieder vier Schläge von der nahen Klosteruhr. Rhythmisch fielen sie nieder in einer vollen eigenen Kadenz, als spräche diese und zu jeder neuen Stunde denselben alten Vers:

Zeit verweht,
Gott besteht,
Ewigkeit
Dir nähergeht.



Schwesternliebe.





I.

Sie waren zwei Schwestern, die sich sehr liebten. Sie hatten wohl noch eine ganze Menge Geschwister und die liebten sie auch, aber doch nicht so. Mit den andern war das so ein allgemeiner Familienzusammenhalt, insofern als sie einem näher standen als alle anderen Menschen, richtiger handelten als die anderen Leute und überhaupt einfach bessere Menschen waren als die Menschen im Allgemeinen. Man konnte auch für sie von Zeit zu Zeit etwas thun, wenn sie es nöthig hatten, und erforderlichen Falls etwas ganz Gründliches; aber für den täglichen Gebrauch dachte man nicht an sie und hatte sie manchmal auf Wochen und Monate und noch länger ganz vergessen, wenn sie sich nicht selbst in Erinnerung brachten.

Unter einander aber war das den beiden Schwestern ganz unmöglich, dazu liebten sie einander viel zu sehr. So oft sie konnten, waren sie beisammen, und Eifersucht auf

einander kannten sie nicht, obgleich man sie allgemein: die schönen Schwestern nannte. Sie wußten, daß sie einander kleideten und daß keine sich einzeln so vortheilhaft ausnahm, als wenn sie beieinander waren. Aber aus solchen oberflächlichen Gründen waren sie nicht so unzertrennlich, sondern einfach, weil es ihnen in keiner Gesellschaft so wohl war wie in ihrer eigenen. Meistens waren sie dabei in einer gereizten Stimmung und hechelten Jemand durch, unter Umständen sogar einen ihrer eigenen Anbeter. Nur einander hechelten sie niemals durch, weder unter den Augen noch hinter dem Rücken. Dazu hielten sie viel zu sehr zusammen. Ja, ihre Liebe zu einander ging so weit, daß sie sich nicht einmal um ihre Anbeter beneideten und die eine dem Anbeter der andern alles Böse nachjagen konnte, wenn sie gerade dazu aufgelegt war, ohne daß das die innige Uebereinstimmung ihrer Ansichten im geringsten störte. Und hinter dem Rücken von einander geschah so etwas nie; dazu waren sie viel zu loyal, auch gegen die beiderseitigen Anbeter.

Als ihre Hauptaufgabe, ja, wenn man sich noch pathetischer ausdrücken will, als ihren Lebenszweck betrachteten sie, den ganzen Tag am Fenster zu sitzen. Denn die Gaben, die einem von der Natur verliehen sind, soll man nicht unter den Scheffel stellen, sondern hell leuchten lassen, und sie hatten nun einmal die Naturgabe: schön zu sein. Solange sie ihre

Papilloten noch nicht aufgewickelt und ihr Chignon noch nicht angesteckt hatten, zeigten sie sich nie am Fenster, aber waren sie wohlfrisirt und alle Reize von Natur und Kunst ins rechte Licht gesetzt, dann erschienen sie an den beiden Fenstern ihrer geräumigen Wohnung, die nach dem offenen Platz vor dem Justizgebäude hinauslagen. Erst warfen sie einen Blick in den außen angebrachten Doppelspiegel, den man in manchen Gegenden: den Spion nennt. Mit diesem Blick überfahen sie nicht nur die ganze Straße auf und nieder, sondern auch sich selbst. Sie machten dabei den Mund klein und die Augen groß, um noch schöner zu sein, als sie schon waren. Und dann ließen sie sich ungesäumt zu ihrer täglichen Arbeit nieder.

Diese Arbeit war streng nach ihrer Hauptbeschäftigung: nicht nur aus dem Fenster zu sehen, sondern auch am Fenster gesehen zu werden, eingetheilt. Ein Stickerahmen war sehr geeignet dazu. Mit jedem Blick, den man von der Stickerei nach dem Muster warf, und das mußte man fortwährend thun, warf man auch einen zum Fenster hinaus. Die jungen Herren drüben im Justizgebäude konnten sich dabei unter ihrer trockenen Arbeit nicht nur beständig an etwas Schönerm erfreuen, sondern es ging auch nicht einer von den zahlreichen Bekannten und Anbetern auf der Straße vorbei, dem man nicht mit einem Viertelblick andeuten konnte: ich sehe dich.

Dann gebot es die Höflichkeit, daß er grüßte. Und dieser Gruß wurde nach der Länge, Dauer und Tiefe des Hutziehens genau controllirt. Von diesen männlichen Höflichkeitsbezeugungen hing die gute Laune der schönen Schwestern in hohem Grade ab; denn sie hielten streng auf ihre Würde. Wurden sie an einem Tage viel und tief und von Herren in Stellung und Ansehen begrüßt, wobei auch das äußere Ansehen der Erscheinung wesentlich in's Gewicht fiel, — dann konnte der Hausherr, wenn er aus dem Geschäft heimkam, das Mittagessen sich schmecken lassen. Es wurde ihm durch die freundlichsten Gesichter gewürzt und die beiden Schwestern bedienten ihn um die Wette. Hatte sich aber der und jener, durch die man sich geehrt wissen wollte, scheinbar in Gedanken vorbeigeschlichen, — dann schaute es böse aus und er konnte auf einen kleinen Rachekrieg mit vereinten Schwesterlichen Kräften bei nächster, oder auch späterer Gelegenheit gefaßt sein. Denn die Schwestern hielten unnachsichtlich auf „die Aufmerksamkeiten, die einem zukommen“ — dafür war ihr Haus aber auch allen, die da essen und trinken und gut essen und gut trinken und oft essen und oft trinken wollten, ohne Schwierigkeiten zugänglich.

Außer mit Stickerien, die man doch auch nicht immer zur Hand hatte, beschäftigten sich die Schwestern am Fenster auch mit Lektüre, mit Spizenflöppeleien und mit Näschereien,

als mit Dingen, die ja auch keine einseitige Aufmerksamkeit erforderten. Sie lasen alle neuesten Erscheinungen, das heißt die ältere, die überhaupt näschiger war und immer gleich wieder vergaß, was sie gelesen und genascht hatte, weshalb sie sofort wieder nach neuen Erscheinungen in Litteratur und Bralind's aus war. Nur einer Näscherei blieb sie unerschütterlich zugethan. Das waren englische Bonbons, die sie direct durch einen Anbeter und Hausfreund unter den Dampfschiffcapitänen bezog und von denen sie immer ganze Glasburken voll im Kleiderschrank hinter ihren gestickten Unterröcken und Hutstacheln verwahrte. Nach Bedarf füllte sie davon in eine ciselirte, inwendig vergoldete Bonbonnière von russischem Silber ab, die eigentlich eine Geldbörse gewesen war, aus jener Zeit, wo man nichts als „Zettel“ hineinzustecken hatte und sie daher in Gold und Silber faßte, um doch das Gefühl von Metall in der Hand zu haben.

Die beiden Schwestern waren nicht gleich schön und auch nicht gleich gutgestellt und auch nicht beide verheirathet. Das letztere war bis auf Weiteres nur die ältere. Sie befand sich in sehr angenehmen Verhältnissen und darum lehrte sie ihre Schwester beständig, daß man den Mann, den man bekäme, auch wirklich lieben müsse. Die Hauptsache war doch schließlich, ihn zu bekommen. In diesen Zeiten und bei der bekannten Denkungsart der Männer, die sich selber körperlicher

Vorzüge erfreuen, war es die reine Unbesonnenheit, auf einen solchen in anderem Sinne als für „Aufmerksamkeiten“ anzulegen. Es ist nun einmal so, daß die schönen Männer für die schönen Frauen nicht zu haben sind, jedenfalls nicht in der Haupt- und Grundangelegenheit: als Ehemänner. Sie unterbrach sich, um einen eleganten Herrn, der unter dem Fenster hutziehend vorüberging, huldvoll zu grüßen. Dann seufzte sie.

Die jüngere hatte sehr rothe volle Lippen und war überhaupt noch unbesonnen. Sie war schwächer begabt und da sie sich auch nicht durch Lektüre bildete und nicht einmal aus englischen Bonbons viel machte, so zeigte sich zunächst bei ihr noch gar nicht die Fähigkeit, andere als hübsche, junge und gefeierte Männer zu sehen. Die hätte ihr ihre schöne ältere Schwester ja gewiß von ganzem Herzen gegönnt, — aber wo sie zum Heirathen hernehmen?

Ach ja, wenn man nicht selbst von den großen Familien ist, die was zu bieten haben!



II.

Wenn es regnete, oder schneite, oder sonst ein Wetter war, bei dem es keine Aussicht gab, dann saßen die Schwestern nicht am Fenster, stückten auch nicht, lasen auch nicht und waren ganz gleichgültig dagegen, ob ihre Augen schläfrig und klein und ihr Mund breit und gar nicht rosenknochenhaft aussah. Sie stopften Strümpfe, flickten Wäsche, — d. h. doch nur die jüngere, die sich für freie Station, Nahrung und Kleidung im Hause ihrer Schwester einigermaßen — wenn auch gewiß nicht in übertriebenem Grade — nützlich machen mußte. Die ältere nahm an solchen Beschäftigungen überhaupt nicht mehr Theil, seitdem sie Frau war. Statt dessen wühlte sie an solchen Tagen in ihren Schubladen und ging auf und nieder durch ihre zahlreichen Zimmer, alles mit kritischen Blicken betrachtend. Kam sie dabei in die Gegend der Küche und hörte die Dienstmädchen draußen sich eifriger als ihr unverdächtig schien unterhalten, so blieb sie natürlich stehen mit dem Ohr an der Thürriße, um erforderlichen

Falls als Strafgericht zwischen die Ertappten fahren zu können. Denn sie war nicht frei von dem Argwohn, daß die dienenden Geister des Hauses von ihr und ihrer lieben Schwester nicht immer mit soviel Respect und Ergebenheit sprachen, wie sie es verdienten. Blieb die Ausdauer, die sie bei solchem Zuhören entwickelte, unbelohnt, dann verschwand sie still wieder von der Thür, ging an ihren Toilettentisch, roch an einigen Parfumesfläschchen, naschte ein paar Bonbons, betrachtete sich aufmerksam prüfend im Spiegel, riß hier ein Kopfhaar aus, das sich struppig, wie erbleichende Haare immer sind, vordrängte, zupfte ein paar Augenbrauenhaare aus, die den schönen Bogen ihrer fermatenhaften Augenbrauen verunstalteten, und fühlte sorgfältig nach, ob in den Mundwinkeln und am Kinn sich nicht etwas Unzulässiges kräuselte. Waren diese Befürchtungen beseitigt, so nahm sie wieder ihre Untersuchungsexpedition durch ihre zahlreichen Zimmer auf.

Gewöhnlich dauerte es auch nicht lange, so hörte man ein vorsichtiges Ziehen an der Thürglocke. Bei diesem Ton spitzte die schöne Frau die Ohren, ließ sich aber in ihrer Zimmerpromenade nicht stören. Ihre schöne Schwester, unbeherrscher als sie, warf dann gewöhnlich hin: „Ach Herrje, da ist die Jud'sche schon wieder. Sag' sie weg! die hat mir meine französischen Blumen voriges Mal viel zu billig abgeschwindelt.“

Die schöne Frau warf ihrer schönen Schwester einen halbwegs mißbilligenden Blick zu, sagte aber nichts, that auch nichts, ließ nur ihre Blicke wieder über die Ueberkleider im Vorzimmer und verschiedene Gegenstände in der Zimmerreihe schweifen.

Unterdessen wiederholte sich das Klingeln, etwas lauter und zuversichtlicher.

Da ging die schöne Frau, gleichsam nur im Vorübergleiten, zur Wohnungsthür und schob die Sicherheitskette zurück. Auf dies Zeichen öffnete sich die Außenthür nach einer Weile und nur ein klein wenig und abermals nach einer Weile glitt eine kleine Gestalt hindurch, die dem weiblichen Geschlecht anzugehören schien, eine große Nase, einen großen Mund, große Zähne und große gierige Augen — alles in Uebergängen von gelb zu leberbraun — hatte und vorläufig in der Nähe der Thür stehen blieb, von wo aus sich allmählich ein nicht jeder Nase wohlgefälliger Geruch verbreitete.

Die schöne Frau betrachtete bereits im anderen Zimmer prüfend ihre Blumenstöcke und schien nicht zu wissen, daß Jemand hereingekommen war.

„Nix z' handeln, Madam'?“ erhob sich aufeinmal eine zuversichtliche und überraschend laute Stimme.

Die schöne Frau sah erstaunt und abweisend von ihren Blumenstöcken auf.

„Was wollen Sie hier? machen Sie, daß Sie hinauskommen.“

„Wo soll ich denn können hereinkommen, wenn nicht hier,“ erwiderte die Jüdin mit überlegenem Lächeln. „Darf ich doch nich' kommen durch die Küchentür, damit die Mädchens nich sehen schachern die Madam mit'n Judenfrau“ . . . fuhr sie frech fort, aber die schöne Frau unterbrach sie in bedeutend sanfterem Ton:

„Ich hab' heut nichts zu verkaufen.“

„Gar nix?“ fragte die Jüdin ungläubig.

„Ich sagte es Ihnen ja schon. Wie oft soll ich es Ihnen wiederholen?“ kam es ungeduldig von den Rosenlippen.

Die Jüdin schwieg vorläufig. Sie wandte mit wegwerfenden Handbewegungen die Ueberkleider am Kleiderrechen neben der Thür hin und her.

„Ist das ein Pelz für'n gnä'gen Herrn,“ fing sie an, „kann sich an Frau von der Madam' ihrer Schönheit, was is stadtbekannt, neben solch an Pelz, wo die Motten drin sitzen, am Sonntag sehen lassen . . .“

„Er trägt ihn nur noch beim Ausfahren,“ fiel die schöne Frau gereizt ein.

Die Jüdin hörte das nicht. „Da sind auch schon Löcher durchgefressen,“ sagte sie wie zu sich, ihren schmutzigen Finger mit dem langen Nagel grade auf der Brust des Pelzes irgend-

wo einbohrend. Dann hob sie ihn von unten auf, wandte ihn am Rechen nach außen und nach innen, ließ ihn fallen und sagte verachtungsvoll: „Da biet' ich nich drauf.“

In die schöne Schwester, die sich erst ganz theilnahmlos verhalten, war inzwischen Leben gekommen. Sie kam mit ein paar abgetanzten Atlaschuhen in der einen und einem mit Goldtreffen umwundenen Sammtdiadem in Halbmondsform, wie ihn die herrschaftlichen russischen Ammen tragen, in der anderen Hand daher. Eigentlich trennte sie sich ungern von dem letzteren, denn ein ungewöhnlich schöner, wenn auch vielleicht nicht ganz judenreiner Bankbeamter, auf den sie sich momentan Hoffnungen machte, hatte ihr bei der Galoppade, während er sie um die Taille preßte, gesagt: „Sie sehen ja aus wie eine aus dem Harem entsprungene Odaliske.“ In ihre entzündliche Seele fiel das wie ein Kompliment von unbestimmbarem und apartem Parfum, das sie bei erster Gelegenheit an ihre verheirathete, erfahrenere und belesenere Schwester weiter beförderte. Die machte aber gleich einen sehr kleinen Mund und sehr große Augen, zog ihre schönen Fermaten über denselben sehr hoch und bemerkte kalt, daß es sich nicht schicke, solche Komplimente mit Vergnügen entgegenzunehmen. Die jüngere warf den Kopf auf. Komplimente ohne Vergnügen entgegennehmen, — der Rede Sinn war ihr zu dunkel. Und da sie nun schon auf mehreren Bällen

mit diesem Diadem herumgetanzt hatte, so war es nun Zeit, davon Abschied zu nehmen.

Die verheirathete Schwester warf auf das Diadem einen billigenden Seitenblick, zu den Schuhen bemerkte sie: „Die können noch ein paar Mal angehen.“

Die Jüdin kam der jüngeren zu Hilfe.

„Die sind ja unter der Sohle schon durch,“ sagte sie vorwurfsvoll, „wie soll denn das Fräuleinchen mit ihre kleine Füßchen können tanzen in bloße Strümpf?“

Nachdem so die Präliminarien geschaffen waren, begannen die Verhandlungen. Nach eifrigem Feilschen und großem Gejammer von der Jüdin, daß ihr das rosa Barègekleid von der Madam', das sie so hoch bezahlt, noch heute im Laden hinge, weil . . . hm, weil es für gewisse Damens zu theuer sei, vereinigte man sich über Artikel 1: daß das Diadem zu einer, dem Einkaufspreis kaum nachstehenden Zahlung in den Besitz der Jüdin überginge, die dabei eifrig erklärte, nur Zwischenhand zu sein, da die Fräulen Bianchi von's Ballet das Fräulenchē auf'n neulichen Ball darum so beneidet, daß sie es selbst hätt' haben mögen. Diese Schmeichelei aus dem muthmaßlichen Munde der von der ganzen Herrenwelt gefeierten Bianchi ging nicht verloren und nahm an Süße noch bedeutend dadurch zu, daß es wirklich auch rein materiell betrachtet ein ungewöhnlich vortheilhafter Handel war. Da

konnte man, damit doch die Zwischenhändlerin auch etwas verdiente, die Atlasschuhe schon gratis „draufwerfen“, und als nun das Gebettel um feine Wäsche losging, fanden sich auch alsbald ein paar spitzenbesetzte Hemden, von denen die Jüdin constatirte, daß sie von unten durch waren. Die Jüdin untersuchte sie genau, betastete sie überall mit ihren schmutzigen Händen und erklärte endlich, sie nur „umsonst“ zu nehmen, wobei sie plötzlich ein Klage lied erhob, das Diadem zu theuer bezahlt zu haben, — das Fräulein habe so schön drin ausgeschaut, als sie es sich auf den Kopf gesetzt, daß sie sich verrechnet habe. Die verheirathete Schwester, die sich von dieser Bewunderung für die jüngere nun doch anfing alterirt zu fühlen, ergriff nun die Hemden und warf sie der Jüdin unter kategorischem Ausrufen des Kaufpreises zu. Diese warf sie kurz und gut zurück. Und nun trat der bedenkliche Umstand ein, daß die Jüdin sie nicht haben wollte, weil sie sie nicht bezahlen wollte, und daß die Schwestern sie nicht behalten wollten, weil die Jüdin sie so lange betastet und geknüllt hatte, daß sie sich vor ihnen ekelten.

Dieser Umstand trat jedesmal bei den Handelsgeschäften der Schwestern mit der ehrlichen Matlerin ein, es kam nur darauf an, ihn geschickt herbeizuführen. Nachdem aber wieder einmal die Situation geschaffen war, konnte man auf Artikel 2 übergehen.

Die Jüdin erinnerte sich also wieder des Pelzes und fing an auf ihn zu bieten. Es war eine unverschämt kleine Summe gegen das, was er gekostet hatte, — aber die ältere Schwester, an der die heimliche Befürchtung zu nagen anfang, sie könne „im Verblühen“ sein, trat dadurch wieder in den Vordergrund und wurde überzeugt, daß dieser Pelz ihres Gatten für sie direct mißleitend sei und daß etwas geschehen müsse, daß nicht durch ihren Eheherrn ein Schein von Armllichkeit, Häßlichkeit und Lächerlichkeit auf sie fielen. Das Aeußere ihres Gatten war überhaupt in ihrer Seele der Punkt wunder Gefühle und sie that und opferte viel, um es zu heben. So war sie denn auch nicht abgeneigt, diesen Pelz, der wirklich schon an ein paar Stellen haarte, zu opfern — als ein Umstand eintrat, der zu einem plötzlichen Entschluß führte und von der Jüdin auch sofort als Ueberrumpelungsmoment aufgegriffen und entsprechend verwerthet wurde.

Die schöne Frau warf nämlich einen Blick aus dem Fenster und rief plötzlich aus: Herrje, da kommt Manning schon!

Die Schwester stürzte an's Fenster und constatirte, daß er wieder Schmerzen in seinem schlechten Bein zu haben schien, denn er ginge langsam. Die Jüdin und die schöne Frau warfen sich einen verstohlenen Blick zu: es war gerade noch Zeit, den Handel abzuschließen.

So flogen denn die gestickten Hemden ohne Ueberlegung

auf den Pelz als Zugabe. Die Ballschuhe und das Diadem wurden hineingewickelt und alles zu einem unförmlichen und möglichst kleinen Ballen zusammengedrückt. Es that den Schwestern weh, diese Mißhandlung der guten Sachen mitanzusehen, aber nun kam der Hauptpunkt, der alle anderen Betrachtungen auslöschte: die contante Zahlung.

Die Jüdin zog irgendwo unter ihrer Jacke und anscheinend aus einer tiefen Versenkung ein altes, abgeriebenes und fettiges Taschenbuch hervor, wobei sich wieder die eigenthümlichen Dünste auslösten, die ihrer Person entströmten.

Das Taschenbuch war mit einem Bindfaden umschnürt, der aufgelöst wurde und es kam nun ein dicker Packen Banknoten, den man bei der bettelhaft gekleideten „armen Wittib“ nie vermuthet hätte, zum Vorschein. Diese vielen und großen Banknoten fascinirten jedesmal die Blicke der Schwestern. Sie waren für sie dasselbe wie die Augen der Schlange für den Singvogel. Es war ihnen stets halb und halb, als ob sie sie alle besäßen, wenn ihnen nur ein paar davon verabreicht wurden. Diesen Zauber hatten merkwürdiger Weise das Wirthschaftsgeld, das der Gatte der schönen Frau ihr monatlich überreichte, und die gelegentlichen Geldgeschenke, die er ihr machte, gar nicht. Diesen Zauber hatten eben nur diese fettigen, schmutzigen Banknoten in Juden Händen, die nur für, durch und mit Schacher den Besitzer wechselten. Die Schwe-

stern machten sich über dies Geheimniß keine Gedanken, — sie ließen es nur auf sich wirken.

Die Jüdin zog zögernd, seufzend und fortwährend feilschend einige Zettel aus dem dicken Päckchen, der so durchfettet zu sein schien, daß sie sich gar nicht aus ihm lösen wollten. Auf den Wangen der schönen Frau fingen an ein paar rothe Flecken zu glühen. „Manning“, der Eheherr, konnte jeden Augenblick eintreten und der Handel war noch nicht abgeschlossen und ihr war ganz fieberheiß, wenn sie daran dachte, was dann geschehen könnte. Nicht daß „Manning“ ein Tyrann war, — im Gegentheil er war, ach Gott! sogar sehr verliebt in sie, — aber sie hegte doch eine beständige unbestimmte Furcht davor, was einmal geschehen könne, wenn . . . ja wenn ihre mancherlei kleinen Geheimnisse und sein Säzorn mit einander näher Bekanntschaft machten.

Schließlich waren die fettigen Zettel in ihren Händen und sie entließ die Jüdin mit den ungnädigen Worten: „Nun machen Sie, daß Sie fortkommen und daß Sie sich nicht sobald wieder sehen lassen.“ Die Jüdin quittirte darauf mit der Versicherung, daß hier überhaupt kein Geschäft zu machen sei, denn die Madam und das Fräuleinche sähen mehr auf das Geld als die Juden. Unter diesen Liebesversicherungen, die doch mehr eine Formalität waren, deren man sich aus Gewohnheit nicht gern entäußerte, ging man auseinander.

Als die Jüdin draußen hörte, daß die Sicherheitskette wieder vorgeschoben wurde, woraus sie mehr als aus den Worten der schönen Frau schloß, daß der Hausherr wirklich im Anzuge sei, hielt sie es für gerathen, nicht die Treppe hinunter, sondern die Treppe hinauf zu gehen. Sie begab sich also in den zweiten Stock und beschloß gleich eine Razzia durch's Haus zu machen, um zu sehen, was etwa sonst noch zu „verhandeln“ war.

Die beiden Schwestern blieben in einer Stimmung zurück, in der sie einander zunächst weder ansahen, noch ansprachen. Die Ältere stand noch unter einer Art Hallucination der vielen großen Zettel, die die Jüdin in ihrem Taschenbuch gehabt. Sie hatte ein Armband, das sie schon lange hätte „verkümmeln“ mögen, da es nicht mehr modern war und sie Armbänder genug besaß. Auch der alte Lehnstuhl im Eckzimmer, der noch von ihrem Vater stammte, ärgerte sie beständig, — er war da einfach an Gesellschaftsabenden ein Schandfleck und „Manning“ duldete nicht, daß er auf den Speicher gebracht wurde. Und schließlich gehörte er doch ihr, und war er einmal weg, so war er weg! Diese Jüdin war eine sehr brauchbare Person, sie kaufte alles ohne Unterschied und fand sich auch immer ein, wenn man gerade was zu verkaufen hatte; es war einfach merkwürdig!

Die schöne Frau stand unter diesen Gedanken vor dem

Spiegel und betupfte sich mit Puder. Sie that das nicht ihretwegen, sondern weil „Manning“ den Veilchenduft so liebte. Darum brauchte sie auch immer mit Veilchen parfümirten Puder. Ihre Anbeter nannten sie deswegen „das Veilchen“.

Ihre jüngere Schwester saß am Fenster und wartete auf Grüße von den Justizbeamten, die um diese Tageszeit zum Mittagessen gingen. Das Herz war ihr recht schwer dabei. Sie hatte einen Verdacht, daß die Jüdin von der Tänzerin Bianchi beauftragt worden, ihr das türkische Diadem wegzukaufen, in dem sie dem schönen Bankbeamten so sehr gefallen hatte. Von solch einer sittenlosen Person konnte man alles erwarten. Vielleicht wollte sie ihr in diesem Diadem den schönen Menschen wegkapern. Sie mußte sich Luft machen und fing an, in ungezwungenen Ausdrücken auf das „Juden-geschlepp“ zu schimpfen. Plötzlich hielt sie inne. Ihr schönes Gesicht, auf dem die Anzeichen der Bosheit bedenklich ausgeprägt gewesen, verklärte sich zu einem strahlenden, entgegenkommenden Lächeln. Zugleich neigte sie grüßend und anmuthsvoll den Kopf. Draußen ging der schöne, nicht ganz judenreine Bankbeamte vorbei, schwenkte in der einen Hand seinen Spazierstock und zog mit der andern Hand grazios den Cylinder.

Als „Manning“ zu Mittag gegessen und seinen Nachmittagschlaf gehalten hatte, ließ er anspannen. Seine schöne

Gattin rieth ihm im Interesse seiner Gesundheit eifrig ab, bei diesem Wind auszufahren, aber Manning war eigensinnig wie gewöhnlich. Die schöne Frau gestand nun, daß ihr unwohl sei und sie nicht mitfahren könne. Doch Manning ließ sich nicht erweichen. Es war nun einmal Ordre an den Kutscher gegeben und er freute sich außerdem darauf, selbst zu kutschiren und die neuen Traber probiren zu können. Der Schlitten fuhr vor und Manning suchte nach seinem Pelz. Aber der war nicht zu finden. Die schöne Frau ließ ihn suchen; sie lag auf dem Sopha und hatte Kopfweh. Außerdem war sie gekränkt, daß Manning ausfuhr, obgleich er doch sah, was sie für ein Kopfweh hatte. Manning fuhr kurzathmig in allen Kleiderschränken und Wandschränken herum und behauptete, die Wohnungsthür müsse schon wieder aufgestanden haben, denn sein Pelz sei gestohlen. Da erbarmte sich die arme leidende Frau und sagte matt: „Ich habe ihn ja selbst zum Kürschner schicken lassen, denn er hatte Motten.“

Als aber der Gatte ausgefahren war, setzte sie sich zu ihrer Schwester an's Fenster und sagte: „Nun weiß ich doch, was ich Manning zu Weihnachten schenken soll, ich habe mir schon lange den Kopf darüber zerbrochen. Ein Marderpfotenpelz mit Bibertragen wird ihn gut kleiden und von dem alten Pelz sage ich dann einfach, ich habe ihn dagegen eingetauscht.“





III.

Im Leben der schönen Schwestern war ein Punkt . . . , es war nicht schlechtweg ein dunkler Punkt, aber es war auch kein heller Punkt. Und feinfühlig, wie sie waren, litten sie unter diesem Punkt und bestrebten sich mit allen ihnen zu Gebote stehenden, aber doch nur ausschließlich rechtschaffenen Mitteln, diesen Punkt wegzubringen, — oder auch nur in Vergessenheit zu bringen. Denn es war ein peinlicher Punkt: Sie waren von kleiner Herkunft. Unter den großen Handelshäusern, mit denen sie verkehrten und in die emporzusteigen sie nicht nur als einen Vorzug, sondern auch als eine fittliche Forderung betrachteten, fühlten sie sich von der Natur an einen unrichten und ihrer unwürdigen Platz versetzt, auf dem sie nur deswegen geboren waren, um ihn kraft ihrer Verdienste so rasch wie möglich mit einem höheren und ausichtsreicheren zu vertauschen.

Diese honette Ambition beseele sie nicht aus erster Hand. Sie war ein Erbtheil ihrer guten Mutter, die sie damit, wie mit so vielen andern Vorzügen, ausgesteuert hatte. Ihre Mutter war — in bescheidenen Verhältnissen — eine hervorragende Frau gewesen, die sich zeitig zur Leitung ihrer Kinder vorgebildet hatte, indem sie sich zuerst in der Leitung ihres Gatten einübte. Der Vater war ein Mann von vortheilhaftem Neußern, von dem eigentlich die Töchter ihre Schönheit geerbt hatten; er war immer correct in Kleidung, Haltung und Gewohnheiten, machte wenig persönliche Ansprüche und saß, wenn er zu Hause war, über einem Stoß Zeitungen im Hinterstübchen. Seine Frau sah es gerne, wenn er sich durch Lectüre weiterbildete, denn sie, die examinirte Lehrerin gewesen, während er sich vom Laufburschen zum ersten Buchhalter einer großen Exportfirma emporgearbeitet hatte, wußte den Werth und die Tragweite einer zeitgemäßen Bildung zu schätzen. Sie legte großes Gewicht auf die Erziehung und die Ausbildung ihrer vielen Kinder in den verschiedenen Berufen, zu denen sie Neigung hatten, und leitete sie soviel wie möglich persönlich. Mit den Söhnen erreichte sie doch damit nichts eigentlich Bedeutendes. Sie hatten meist Neigung, sich in die Umstände zu schicken, und diese Anlage, die so oft unterschätzt wird, erfaßte und entwickelte die kluge Frau in ihrer ganzen Tragweite. Sie erreichte auch schöne Resultate;

die Söhne verheiratheten sich alle sehr vortheilhaft und stiegen, für ihre Sphäre, zu angesehenen Stellungen empor. Die Hauptlebensregel, die die Mutter ihnen eingeimpft, war: sich nicht zu blamiren und sich nicht zu compromittiren. Und in dieser geschickten Segelkunst zeigten die jungen Männer eine ganz bedeutende Befähigung, ohne je auf die Klippe der immer etwas lächerlichen catonischen Strenge, oder des immer etwas anstößigen leichtsinnigen Jugendlebens aufzurennen.

Doch ihr eigentliches Interesse und alle ihre Hoffnungen wandte die treffliche Frau ihren beiden Töchtern zu. In ihnen hatte sie zeitig eine hervorragende Anlage erkannt, die seltene Gabe: schön zu sein. Ob sie sich je, ohne die Fürsorge der Mutter, zu den anerkannten Schönheiten entwickelt hätten, die sie waren, ist eine Frage. Der Glaube hätte ihnen vielleicht gefehlt und der Glaube ist in allen Dingen die Hauptsache. Wer nicht fest daran glaubt, daß er schön ist, der wird nie jene innere Sicherheit haben, die für das äußere Zurgelungskommen unentbehrlich ist.

Doch mit Schönheit allein ist es auch nicht gethan. Es gehört dazu eine streng sittliche Denkungsart, damit die äußere und die innere Schönheit sich decken. In dieser Hinsicht leuchtete die Mutter ihren sämtlichen Kindern voran und erzog sie einfach durch ihr Beispiel. Sie that nie etwas Unschickliches und drückte sich immer passend aus. Ihr ganzes

Auftreten zeigte von echter Bildung. Und zwar nicht allein von Geistesbildung, die sogar ihre Schattenseiten haben kann, sondern von wirklicher Herzensbildung.

Aber selbst das wäre nicht genug gewesen, um so gefeierte und auf allen Bällen sichtbare junge Mädchen vor den Fallstricken zu bewahren, die niedere Leidenschaften ihnen stellen. Die einsichtige Mutter hatte daher schon frühe ihren Blick darauf gerichtet, daß das Weib seinen eigentlichen Beruf in der Ehe habe, während sie ihnen zugleich die vielen Entbehrungen und Zurücksetzungen, die sie selbst in der Ehe mit einem Mann ohne Vermögen und Protection erfahren, mit ihrem lebhaften Wahrheitsfinn ausmalte. Damit bewahrte sie die jungen Seelen vor den gefährlichen Ueber-eilungen der Unerfahrenheit. Und ihre Fürsorge blieb nicht unbelohnt. Denn so lange sie lebte, ließen sich nicht nur ihre Töchter, sondern alle ihre Kinder willig von ihr leiten.

Doch sie vergaß nicht, ihnen auch einen anderen Halt zu geben, der über ihr eigenes persönliches Leben hinausreicht. Das war die Weckung des religiösen Sinns. Gewiß war dieser Umstand mit Schwierigkeiten verbunden, weil es so viele religiöse Richtungen gab, von denen einige nur in der Stille blühten, andere hohe und höchste Protection genossen. Mit sicherem Tact schlug sie da einen Mittelweg ein. „Die ethischen Forderungen“ waren sichtlich im Aufschwung und es war

doch aus ethischen Voraussetzungen, woraus die Religion entsprungen ist. Sie besuchte daher gern zwischen ihren schönen Töchtern Vorträge über ethische Fragen. Doch auch für Gebetsversammlungen, besonders in engerem Kreise, hatte sie eine warme Neigung und sie sah dabei auf jene an Stellung geringen, aber an Begabung großen Geweckten nicht herab, denen manche hohe Auszeichnung widerfuhr, ohne daß sie davon sprachen.

Sie sah überhaupt auf Niemand und auf Nichts herab. In mancher schweren Stunde war ihr schon Hilfe gekommen von Händen, aus denen Viele zu hochmüthig gewesen wären, sie anzunehmen. Sie führte ihre Töchter nicht gern auf öffentliche Bälle. Aber sie hatte auch nicht die Mittel, häusliche Bälle zu geben und schon den erforderlichen Wechsel in der Ballkleidung zu beschaffen, hatte ihr mehr als einmal unmöglich geschienen. Eine arme Jüdin, die im Hof wohnte, und mit der sie manchmal ein freundliches Wort gewechselt, wurde da die Retterin. Sie streckte ihr gutherzig eine Summe Geld vor gegen mäßige Prozente, — einfach auf die Schönheit ihrer Töchter, an deren baldige, vortheilhafte Verheirathung die gute Jüdin felsenfest glaubte. Und siehe da, kein Jahr war vergangen, so hatte ihre schöne Aelteste eine glänzende Partie gemacht. Und ihr eigener Gatte wurde Associé des Schwiegersohns; und was verlangte die gute

Jüdin als Belohnung? Bloß einen Platz für ihren Isidor als Laufbursche bei der Firma, außer dem Sümmechen Geld und den Zinsen.

So ermangelte sie denn nicht, den Sinn ihrer Kinder bei Zeiten darauf zu richten, daß man mit den Juden doch besser wekommt als mit Christen, besonders Andersgläubigen. Und nachdem sie so in jeder Richtung für ihre Kinder auf's Beste vorgesorgt hatte, legte sie sich nach einer Schlittenpartie im Winter, die sie mit ihrer Jüngsten zu einem feinen Corpsstudentenballe mit Tanz unternommen hatte, nieder und starb mitten in der Erfüllung ihrer Pflichten als Mutter.





IV.

Die Diener gingen umher und löschten die herabgebrannten Stearinkerzen in den Wand- und Kronleuchtern aus, an denen zahllose eiszapfenhafte Krystallberloques herabhingen. Die Gesellschaft war zu Ende; Manning war gleich zu Bett gegangen.

Im Eckalon saß die Jüngere und zog sich die Schuhe aus, die sie drückten. Sie trug immer zu kurze Schuhe mit zu hohen Hacken und lächelte ihr strahlendstes Lächeln bei dem ärgsten Stechen in der großen Zehe und den schmerzhaftesten Blasen in der Ferse. Sie war heute ungewöhnlich schön gewesen und sehr mit sich zufrieden. In dem grünen Tarlatankleid hatte sich ihre große, etwas plumpe Figur prächtig gemacht und die rothen Rosen an der Brust und in den mit Silberstaub gepuderten Haaren wirkten Wunder.

Ihre ältere Schwester ging durch die lange Zimmerreihe und fächelte sich. Dabei betrachtete sie sich in jedem Spiegel,

an dem sie vorüberkam. Ihr veilchenfarbenes Atlaskleid war über und über mit Spizen garnirt und in ihren Ohren funkelten ein paar ungewöhnlich große Brillanten, die sich Manning durch die Süße ihrer ehelichen Zärtlichkeit hatte abschmeicheln lassen — ein später schwer bereutes, aber von ihr unnachlässiglich eingetriebenes Versprechen, das noch in anderer Hinsicht Konsequenzen haben sollte.

Als sie an der Schwester vorüberkam, sah sie auf die ausgestreckten Füße derselben etwas verächtlich nieder. Daß die Jüngere doch so abgeschmackt war, immer dieselbe Schuhnummer mit ihr tragen zu wollen. War sie doch wegen der Kleinheit ihrer Füße schon in der Schule beneidet gewesen. Die Schwester hatte ihre Force im Gesicht; das war was Einziges. Schon als sie ein kleines Kind war, blieben die Leute stehen und erkundigten sich bewundernd: wem gehört denn das schöne Kind? Aber eine Taille und ein paar Füße wie sie sie besaß — darin hatte Manning sich einfach auf den ersten Blick verschossen . . und — noch ganz andere Männer als Manning.

Sie fächelte sich ein paar Mal rascher, blieb vor der Schwester stehen und fragte wohlwollend anzüglich:

„Nun, wie fühlst du dich denn?“

Die andere blickte zerstreut auf, begegnete dem anspielenden Lächeln und warf in unbestimmtem Ton hin: „Ach, mir ist

so . . . so sad. Hättest du mich nicht erinnert, ich hätte es übrigens schon vergessen," fügte sie hinzu.

Die ältere Schwester zog die Augenbrauen hoch, die Nasenflügel ein und sah die andere mit einem leeren Ausdruck an in der Meinung, daß das ein strafender Blick sei.

„Die Partie ist sehr gut," jagte sie dann. „Du kannst froh sein. Du kommst in eine der exklusivsten Familien. Ich möchte selbst an deiner Stelle sein. Er ist ein so treuherziger Mensch," fügte sie mit einem Anflug von Schwärmerei hinzu.

Schwärmerei war ganz und gar nicht die Sache der Jüngeren. Sie fand ihre Schwester in solchen Augenblicken einfach lächerlich. „Du kannst ihn ja nehmen," warf sie hin und lachte genirt und etwas albern auf.

„Du sprichst von deinem Verlobten am Abend des ersten Kusses," verwies sie die Ältere.

Die Jüngere schob die Unterlippe vor. Erster Kuß! Wieder so eine Redensart. Mama war gewiß schrecklich zimperlich gewesen, aber Küsse nachzurechnen war ihr nicht eingefallen. Mama war eben wirklich viel geschiedter als Lisinka und wußte, daß Vorübungen in keinem Fache zu verachten waren. Sie schloß diese Gedankenreihe mit den philosophischen Worten: „Was sein muß, muß sein."

„Er ist auch ein Mann mit Figur,“ sagte die Aeltere, „und Manning sagt, seine landwirthschaftlichen Maschinen gehen über die ganze Welt. Manning wird sich vielleicht mit ihm associiren,“ fügte sie in's Blaue sehend hinzu.

„Darum habt ihr ihn wohl für mich ausgesucht,“ warf die Jüngere spitz hin. „Der Schwager kommt mir überhaupt schon seit einiger Zeit so zerstreut vor, als hätte er Geschäftsorgen.“

Diese Verknüpfung von Ursache und Wirkung kam nicht von ihr. Der schöne, nur etwas mit den Beinen mauschelnde Bankbeamte hatte sie darauf aufmerksam gemacht und mit ihrem Sinn für das Reale hatte sie gleich begriffen, daß er ihr damit zart andeutend sagte: Gehab' dich wohl, es wär zu schön gewesen u. s. w. Da hatte sie eben resolut den Antrag des ausländischen Producenten für landwirthschaftliche Maschinen angenommen. Eigentlich wäre ja ihr Ehrgeiz befriedigter gewesen, wenn sie sich in eine der hochmüthigen einheimischen Patrizierfamilien hätte verheirathen können, — da man doch überhaupt nicht das heirathen kann, was man liebt.



Ein paar Monate später strahlten dieselben Räume in demselben Lichterglanz und Krystallprismengefunkel. Der alte Lehnstuhl im Eckalon störte den ästhetischen Sinn der

schönen Aelteren nicht länger. Die Jüdin war mit ihm abgezogen als Draufgabe zu dem grünen auf Seide gezogenen Tarlatankleid und den rothen Rosen. Sie hatte dies Kleid kläglich wieder über den Preis bezahlt und den beleidigten Geschmack der schönen Vifinka damit zugleich von dem peinlichen Anblick des alten Erbstückes befreit. Am selben Abend noch tanzte in dem grünen Kleid eine bekannte „great attraction“ in den Blumenfälen.

Die Braut stand in ihrem weißen schweren Seidenkleid und Schleier neben dem Bräutigam. Sie war etwas in Schmolllaune. Erstens wurde nach der Hochzeit nicht getanzt, was eine neue Sitte war, die sie gar nicht freute. Zweitens ging ihr das Hochzeitskleid so hoch an den Hals und so tief auf die Fingerspitzen hinab, daß sie sich einfach genirt fühlte. Sie war doch keine Nonne und man brauchte doch auch nicht gerade die abgeschmacktesten Seiten einer Mode mitzumachen. Aber ihre schöne Schwester war diesmal unerbittlich gewesen und hatte ihr mit der Begründung, daß „sie die Männer kenne“ überhaupt viele sonderbare Vermahnungen gegeben, die sie schon wieder vergessen hatte.

Jetzt war der Augenblick des Aufbruchs gekommen. Der Bräutigam, eine behäbige Landwirtherscheinung, stand schon mit dem Cylinder in der Hand und dargebotenem Arm. Die Jüngere trocknete sich die Augen mit ihrem Spizentuch, die

Ältere aber war vollständig aufgelöst in Trennungsschmerz. Sie folgte dabei dem Beispiel ihrer guten Mutter, die auch jedes ihrer Kinder nur unter strömenden Thränen „fortgeben“ hatte. Und sie hatte ja Mutterstelle an der verwaisten Jüngsten zu vertreten, „deren Seele wie ein offenes Buch vor ihr gelegen“ und „die immer gut und folgsam gewesen wie ein Lamm“. Sie beschwor den Bräutigam, „ihr ein guter Ehemann zu sein“ und flehte ihn an: „Tragen Sie sie auf den Händen, wie Manning mich getragen hat“. Worauf Manning sich abwenden mußte, da ihn ein Schluchzen ankam. Darauf wandte sie sich an ihre Schwester, umarmte sie, ließ sie los, umarmte sie wieder und empfahl ihr mit erstickter Stimme: „Liebe deinen guten Mann zärtlich. Er verdient es. Nimm dir ein Beispiel an mir und Manning . . .“ sie wandte sich weinend ab und winkte nur noch rückwärts mit der Hand Lebewohl.

Nun ging es an ein Händedrücken und Händeschütteln die ganze Gästereihe rund. Auch der schöne Baukbeamte war eingeladen. Als er an die Reihe kam, sah die Braut ihn mit einem wehmüthigen Blick an. Er beugte sich tief auf ihre Hand, richtete sich elegant auf und sprach mit ehrfürchtigem Blick: „Sie werden Ihrem verehrten Gatten eine treue Lebensgefährtin sein“. Da überwältigte auch die Braut die Rührung.

Die schöne Aelteste aber stand am Fenster, hauchte auf ihr Taschentuch und drückte es vorsichtig an die Augen. Hoffentlich entstellten sie die Thränen nicht. Ihre Schönheit litt jetzt leicht. Sie fächelte sich leise abkühlend das Gesicht. Dies war in jeder Hinsicht eine der gelungensten Trauungen gewesen, denen sie beigewohnt hatte.





V.

Ss wurde, wie es nicht anders zu erwarten war und wie die schöne Lisinka es gleich vorausgesagt, eine der glücklichsten Ehen. Sanny war von gemächlichem Temperament und machte keine besonderen Ansprüche. Kostbare Toiletten, Brillanten, große Mittage und ein treues Herz, das war Alles, was sie verlangte. Toiletten, Brillanten und Mittage gewährte ihr der reiche und ein solides Wohlleben schätzende Gatte gern. Da er von Natur vertrauensvoll und gutmüthig war, so sah er es auch nicht ungern, daß der elegante Bankbeamte sich häufig und auch uneingeladen einfand, und diese Anhänglichkeit war wieder eine Quelle beständiger Wohlaufgelegtheit für seine Gattin.

Die Trennung von der Schwester war das Einzige, was die schöne Jüngere schwer ertrug. Aber schon nach einigen Jahren wurde das anders. Ihr Gatte wurde Mitactionär im Geschäfte des Schwagers und verlegte endlich sein Hauptdepot in die Geburtsstadt der schönen Schwester. Nun waren

sie wieder beisammen, denn es verging kein Tag, wo sie sich nicht gegenseitig und auf lange Stunden besuchten und sich gemeinsam im selben Fensterrahmen ihren Anbetern zeigten. Die Jahre veränderten darin nichts. Sie blieben die „schönen Schwestern“, wenn auch unter einem immer zunehmenden Aufwand von Kunst. Auch ihre Mittagstische wurden immer reichlicher und genossen eine immer ausgebreitetere Werthschätzung. Wo sie sich zeigten, waren sie von Huldigungen umgeben und kein Neid trübte das gegenseitige schöne Verhältniß.

Da fand man eines Tages „Manning“ todt vor seinem Schreibtisch sitzen. Er war am Schlage gestorben. Nach seinem Tode löste die Firma sich auf. Die „reiche Wittwe“ erhielt nun eine ganze Reihe Anträge, doch sie war und blieb untröstlich. Täglich, wenn das Wetter es zuließ, besuchte sie seine Grabstätte, und sein Grab trug Winter und Sommer den reichsten Blumenschmuck auf dem ganzen Kirchhof. Zwei Jahre lang ging sie ganz in schwarzen Krepp gehüllt und legte auch im dritten Jahr die Trauer nur ungern ab, denn ihre Herzenstrauer abgerechnet, kleidete auch Schwarz sie ganz ausgezeichnet, ließ aber leider das nicht ganz zu verheimlichende Ergrauen ihres Haares deutlicher als helle Kleidungsfarben hervortreten.

Sie hatte auch noch etwas anderes zu verheimlichen. Sie

war nicht so reich zurückgeblieben, wie man es allgemein annahm, sie kam einfach nur eben durch. Das wäre bei einer zweiten Eheschließung zum Vorschein gekommen. Und sie konnte Manning nicht vergessen.

Sie quartierte sich nun ganz bei ihrer Schwester ein und kam oft tagelang nicht mehr in ihre eigene Wohnung. Da sie selbst kinderlos war, half sie ihrer Schwester ihre Kinder erziehen. Besonders der einzige Sohn derselben war ihr Liebling. Sie lehrte ihn alles, was sie wußte, ihre ganze Lebensanschauung und Menschenauffassung brachte sie ihm bei und der lenksame Knabe war gelehrig und dankbar. Wenn sie seine langen Locken frisirte und seine Sammthöschchen bürstete und sah, wie willig er sich von den wilden Spielen unerzogener Knaben zurückhalten ließ und artig an ihrer Hand hängen blieb, dann floß sie über vor Lobeserhebung über „das gute Kind.“ Nur ungern hatte sie ihn übrigens in diese coquetten Höschchen steigen sehen, — bedeutend länger als andere Knaben hatte sie ihn in den gestickten, weißen, waschbaren Mädchenkleidern gehalten, in denen sich die Kinder so leicht zuschmutzen. Er erhielt dadurch jaubere Gewohnheiten und feine Sitten für sein ganzes Leben, denn in so einem Kleidchen darf ein Kind im Freien weder auf der Erde sitzen, noch liegen, geschweige denn sich wälzen, oder mit anderen Kindern spielen, weil dadurch gleich Flecken

kommen. Darin stimmten auch die beiden Schwestern ganz überein. Denn nichts machte ihnen größere Freude, als wenn „ihre Kinder“ wie die Puppen aussahen.

Eines Tages waren sie wieder auf dem Spaziergang und der schöne, nur allmählich sehr corpulent gewordene Bankbeamte begleitete sie. Er war nun stiller Associé in landwirthschaftlichen Maschinen, das war aber nur eine und nicht die hauptsächlichste in seinen vielen Associéstellungen. Wie sie so daherwanderten, kam ihnen die nun schon recht alt gewordene Schacherjüdin in ihrem gewohnten unbeschreiblichen Aufzug entgegen. Man ging sich still und discret vorbei, denn auf der Straße kannte man sich natürlich nicht. Der schöne Bankbeamte sprach lauter als gewöhnlich und socht dabei mit seinem Spazierstock.

Als man einander vorbeipassirt war, blieb die alte Jüdin stehen und schaute den Lustwandelnden mit einem unbeschreiblichen Blick nach. Es war halb Hohn und halb Befriedigung und noch eine ganze Menge anderer in Worten nicht auszudrückender Nuancen. Dann lachte sie in sich hinein und trottete weiter. Und sie konnte lachen. Denn ihr Isidorchen hatte sie offen beim Gatten der nun verwittweten Frau Lifinka angebracht und er führte jetzt das Geschäft erfolgreich unter seinem eigenen Namen weiter. Aber Isidorchen hatten die beiden schönen Schwestern immer ausgelacht, weil er so

krumme Beine und so abstehende Ohren hatte und keine wollte sich beim Firmaball von ihm um die Taille fassen lassen. Als ob die alte Jüdin nur gehabt hätte einen Sohn! War da doch noch ihr schöner Alfred und führte der sich doch galant in die Familie ein und wurde der Protégé der schönen Aeltesten und der Seelenwärmer der schönen Jüngsten. Und jetzt wird er sich verheirathen mit der steinreichen Nathanson, die hat geworfen ihre Augen auf ihn wegen seiner feinen Damenbekanntschaften. Und nun kennt er das Geschäft mit landwirthschaftlichen Maschinen am Platz aus- und inwendig und wird er sich etabliren als Concurrent und wird er wegschnappen dem aufgeblasenen Mann von der eitlen Jüngsten seine Kunden und wird die Sippchaft enden mit Bankrott.

